



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1908

12 (1908)

VergiSmuinich

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Öbern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper, O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.
Nr. 12

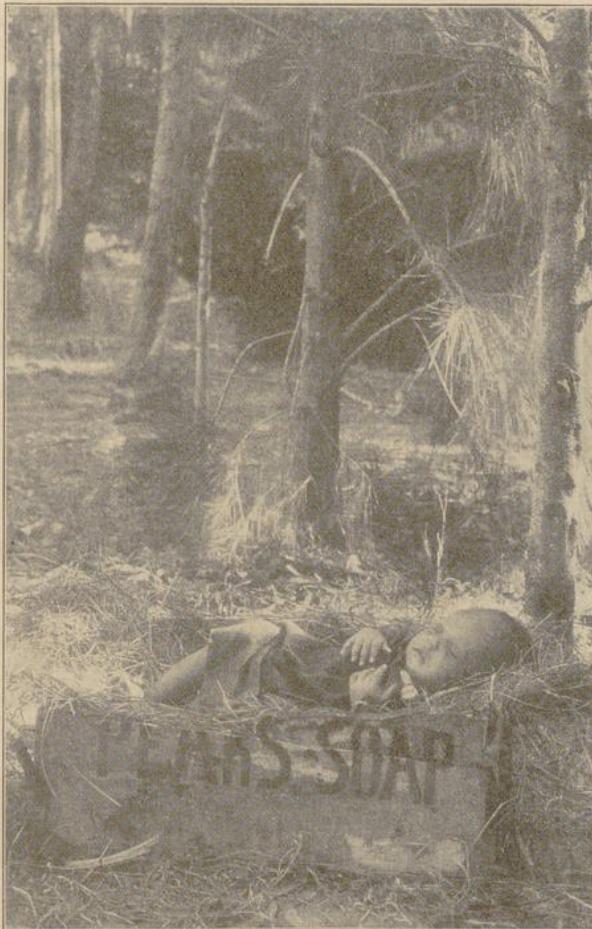
erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mr. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohltätern wird
das VergiSmuinicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Neger in Afrika.

Bestellungen
auf das
VergiSmuinicht
geschehen am ein-
jächstens auf dem
Abschn. 2 der
Postanweisung.



Der Findling in Mariannhill vom 15. Juli 1908.
(Text und Bild siehe auch Seite 267.)

Köln a. Rh.
Dezember 1908.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
VergiSmuinicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des VergiSmuinicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergleichmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Christkindlein kommt.

Ihr Wolken, hemmet den raschen Lauf,
Ihr Sterne, flimmet sacht!
Es geht das Tor des Himmels auf
In dieser heil'gen Nacht.
O Meer, erbrause hoch und laut,
Ihr Berge, neigt das Haupt
Vor dem, nach dem ihr alle schaut,
An den ihr alle glaubt!

Fleß' aus der Städte trübem Kreis
Zur armen Hirten'schar,
Dort tönt ein Wort noch heimlich leis
Vom Glück, das einstens war;
Vom Glück, das einstens schimmernd lag
Auf einer glaub'gen Welt,
Und welches finst'r Mächte Schlag
Ums neidisch hat zerschellt.

Doch sieh', auch heut' in finst'rer Nacht
Strahlt noch ein Licht für dich!
Die kleine Schar der Treuen wacht,
Sie betet, opfert sich;
Und ihres Mitleids Träne rinnt,
Wenn Qual darniederringt
Die Welt, die alles klug erinn't —
Nur nicht, was Rettung bringt.

So komm, du Kindlein, wunderbar,
Zu uns in heil'ger Nacht:
Hell funkeln steht der Sterne Schar,
Lautlos der Berge Macht.
Des Meeres Orgel braust und klingt,
Stumm liegt die Erde da,
Und eine Engelsstimme singt
Ein helles „Gloria!“ —

Franz Eichert.

Die südafrikanischen Missionen.

The catholic Directory of British South-Africa veröffentlicht für das Jahr 1908 folgende Statistik:

I. Westliches Vikariat mit dem Bischofssitz in Kapstadt:		
Säkular-Priester . . .	30	Kirchen und Kapellen 19
Regul.-Pr. (Salesian.)	3	Konvente 10
Ordensleute (Brüder und Schwestern)	153	Schulen 29
II. Ostliches Vikariat mit dem Bischofssitz in Port-Elizabeth:		
Säkular-Priester . . .	33	Missionschulen für Schwarze 8
Regul.-Pr. (Jesuiten)	18	Waisenhäuser 3
Sonstige Ordensleute	368	Kirchen und Kapellen 74
Höhere Schulen (Mädchen-Institute)	22	Konvente 20
Missionsch. f. Weiße	14	Katholiken 13 349
III. Kimberley-Vikariat:		
Säkular-Priester . . .	3	Kirchen und Kapellen 20
Regul.-Priester . . .	18	Konvente 7
Ordensleute (Brüder und Schwestern)	100	Schulen 16
IV. Transvaal-Vikariat mit dem Bischofssitz in Johannesburg:		
Säkular-Priester . . .	5	Kirchen und Kapellen 26
Regul.-Priester . . .	20	Schulen 61
Ordenspersonen (Brüder u. Schwestern)	160	
V. Orange-River-Vikariat mit dem Bischofssitz in Pella:		
Regular-Priester (Oblaten u. Salesianer)	14	Kirchen, Kapellen u. Stationen 9
Ordensschwestern . . .	17	Konvente 6
		Schulen 8
VI. Natal-Vikariat mit dem Bischofssitz in P.-Maritzburg:		
Säkular-Priester . . .	8	Missionschwestern 390
Regular-Priester (Oblaten) . . .	35	Kirchen und Kapellen 56
Maristenbrüder . . .	11	Konvente 35
		Schulen 57

VII. Apostolische Präfektur von Rhodesia mit dem Sitz in Bulawayo:

Regular-Priester (Jesuiten)	25	Kirchen und Kapellen 11 Konvente 6
Brüder u. Schwestern	77	Schulen 7

VIII. Apostolische Präfektur von Basutoland mit dem Sitz in Roma:

Regular-Priester (Oblaten)	20	Kirchen und Kapellen 12 Konvente 9
Brüder u. Schwestern	56	Schulen 10

Die Jahres-Statistik (1. Juli 1907 bis 1. Juli 1908) der Trappisten-Mission Mariannhill weist folgende Zahlen auf:

Regular-Priester (Trappisten)	57	Taufen seit 1. Juli 1907 1 778
Säkular-Priester (Julius)	3	Berstorbene 553
Sonstige Chorreligios.	15	Erstkommunikanter seit 1. Juli 1907 611
Konversbrüder	228	Firmlinge seit 1. Juli 1907 864
Missionsschwestern	322	Lehrpersonal (weiß) 43 (schwarz) 29
		Weisse Katecheten 6
		Schwarze Katecheten 19
		Knaben in den Kostschulen 678
		Mädchen in den Kostschulen 672
		Knaben in den Tageschulen 294
		Mädchen in den Tageschulen 434
		Anzahl der Tageschulen 25
		Infassen i. Josephshaus 55
		" i. Marienhaus 210
		" i. Weibertrost 62
		Infassen in der Kleinkinder-Anstalt 131
		Letzte Taufmatrikel 16 062
		" Totenmatrikel 4 627
		Schwarze in den Werkstätten 420
		Schwarze in der Landwirtschaft 1329

Wir danken aus innerstem Herzen der göttlichen Vorsehung, die auch im jetztverflossenen Jahr unser Missionswerk reich gesegnet hat, danken aber auch zugleich unseren geehrten Wohltätern, deren Opferwilligkeit uns die genannten Erfolge ermöglichte. Nur Eines tut uns noch immer gar sehr not: eine hinreichende Zahl tüchtiger Missionäre. Von allen Seiten ergeht an uns der Ruf nach Neugründungen,

während wir tatsächlich kaum imstande sind, die beständig anwachsenden bisherigen Missionsstationen mit den dazu gehörenden Außenposten gehörig zu missionsieren. Wie hochwillkommen wären uns da tüchtige, seeleneifrige Priester-Postulanten!

Morgendämmerung.

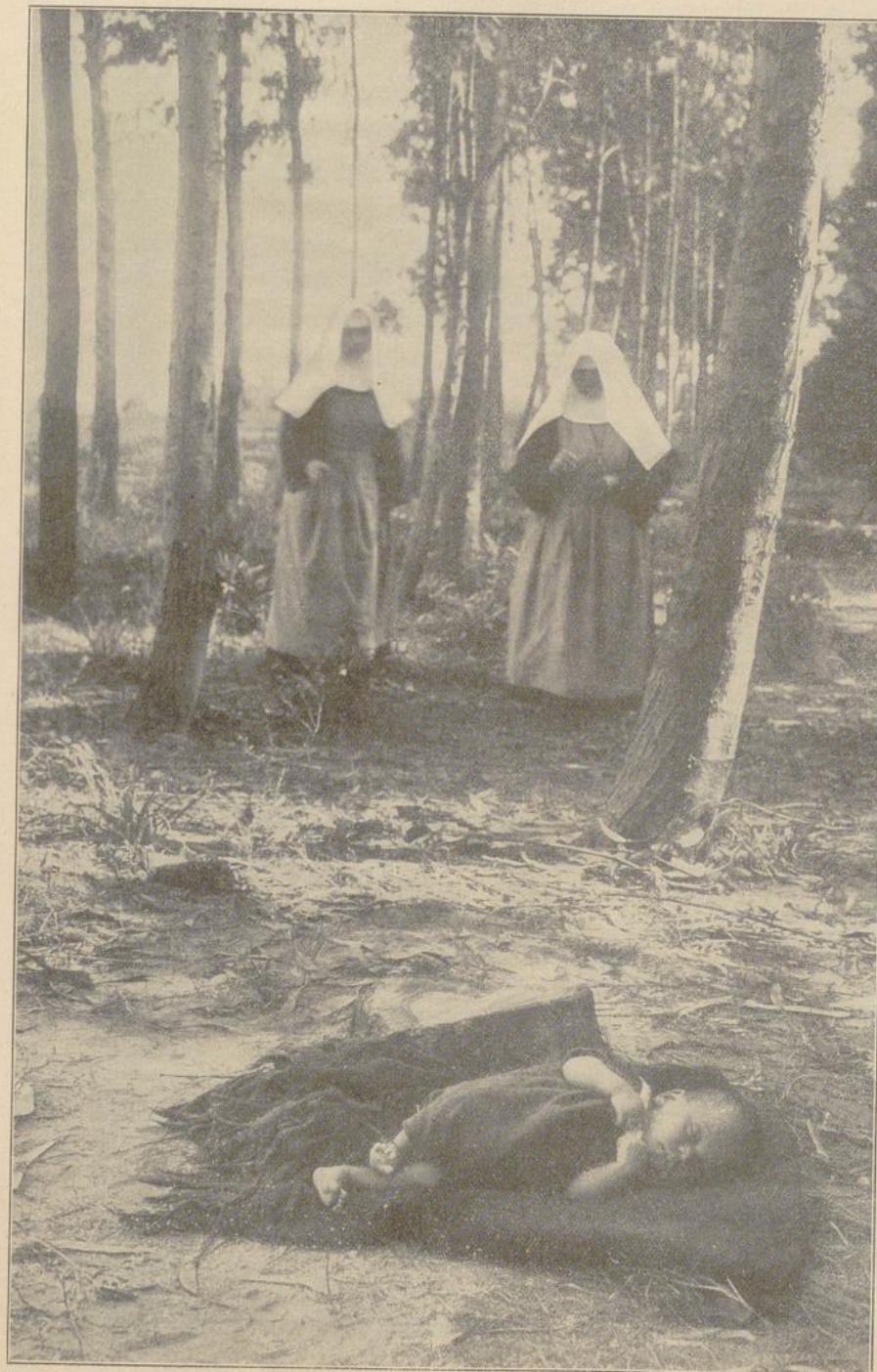
Mariannhill, den 15. Juli. Wie friedlich schlummert das zarte, kaum geborene Käffebaby auf dem harten Erdboden. Auch von ihm gilt das Wort des Dichters:

Ihm schlummern noch im
Seitenschoße
Die schwarzen und die heitern
Löse,

doch leider nicht:

Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen gold'nen
Morgen;

denn gestern erst wurde das taum 5 Wochen alte Pitinini — jo nennen die Käffern ein Baby — in der Nähe des Stores, etwa 100 Schritte von der Pforte Mariannhills entfernt, nahe am Wege aufgefunden, wo die Babenmutter es ausgesetzt hatte. Unser Bild gibt die Situation wieder. Heute wurde das arme Würmchen auf den Namen Alphons getauft. Der kleine Findling ertrug übrigens seine seltsame Einführung in Mariannhill mit Humor, wurde dann ohne viel Federlesens in unser Waisenhaus speziert, alwo die fibri gen Insassen ihn mit fröhlichem „We! Mamol!“ willkommen hießen, und die Waisenhausmutter, Schwester Juvenia, ihm zunächst ein Bad und sodann eine Flasche Milch bereitete. Möge die sorgsame Obhut — so trübe dem geheimnisvollen Findling auch der Morgen dämmerte — für die Zukunft ihm mehr Licht verheißen.



Alphons, der kleine Findling von Mariannhill.



Drei neue Missionsstationen.

Von P. Dominikus Frey, O. C. R.

Mit Freuden bringen wir heute unsern geehrten Lesern die Kunde, daß Mariannhill drei neue Missionsstationen bekommen hat. Wie ging das zu? Schon vor 2½ Jahren tauchte zwischen den Jesuitenvätern und dem Missionskloster Mariannhill das Projekt auf, die Trappistenstation Monte-Cassino in Rhodesia gegen die Jesuiten-Missionen in Keiland zu vertauschen. Man hatte dabei namentlich eine gewisse Abrundung der beiderseitigen Missionsgebiete im Auge. Als sich jedoch eine im Mai 1. J. in Mariannhill abgehaltene Generalkonferenz für Beibehaltung der Station Monte-Cassino entschloß, und P. Prior in diesem Sinne an Rev. Father Gartlan, apostol. Präfekt von Rhodesia, Bericht erstattete, gab dieser in einem Briefe vom 20. Mai 1. J. folgende generöse Erklärung:

"Es war allezeit mein Wunsch, daß die Trappisten in Rhodesia bleiben möchten. Anderseits erfuhr ich Sie allen Ernstes und dringe darauf, daß Sie unsere Mission in Keiland übernehmen. . . . Mit Zustimmung meiner Ordensobern, der Propaganda und des Hochw. Herrn Bischofs Mac Sherry überlasse ich Ihnen die dortige Mission mit allen Bauten, landwirtschaftlichen Einrichtungen und dem gesamten Viehstand frei und ohne irgend welche Entschädigung. Bloß zwei Bedingungen seien an die Übergabe geknüpft, nämlich 1. daß die daselbst bestehende Mission nicht aufgegeben, sondern vielmehr entsprechend fortgesetzt werde, und 2. daß die Trappisten die Verpflichtung übernehmen, für gewisse Wohltäter der Station jede Woche eine hl. Messe zu lesen, so wie wir selber dies bisher gewissenhaft getan haben. Ich will kurz die Gründe dieses meines Anerbietens auseinandersezgen: Unsere Absicht und Hoffnung war, Keiland, die Hauptstation, zur Operationsbasis für die Außenstation in den jenseits des Keisflusses liegenden Bezirken zu machen, denn es ist daselbst eine überaus dichte schwarze Bevölkerung, und somit die schönste Aussicht auf ein großartiges Missionsfeld. Tatsächlich haben wir auch daselbst zwei Missionsstationen mit soliden Ziegelbauten gegründet, von welchen die eine etwa drei, die andere fünf (engl.) Meilen von der Hauptstation entfernt ist. Diese zwei Außenstationen gehören zum apostolischen Vikariat Natal. Um jedoch dieselben zu einem gedeihlichen Aufschwung zu bringen, benötigen wir für die weibliche Bevölkerung die Hilfe von Schwestern. Unsere bisherigen Versuche, solche zu gewinnen, schlugen fehl, daher mein Entschluß, die ganze Keilandsmision einem Orden zu überlassen, dem Missionsschwestern zur Verfügung stehen. . . . Wird dieser Plan realisiert, so hoffe ich davon einen mächtigen Aufschwung des Katholizismus in den mit Schwarzen dicht bevölkerten Gebieten von Transkei. . . . Da wir keine Schwestern haben, können wir nicht nach Wunsch vorgehen, wohl aber Sie, denen die Schwestern vom kostbaren Blut zur Seite stehen." . . .

Selbstverständlich fand dieses überaus hochherzige Anerbieten bei uns Trappisten allseitigen Anfang, und wir könnten nicht umhin, den guten Jesuitenvätern für dieses ihr großartiges Geschenk hiemit öffentlich unsern wärmsten, innigsten Dank und ein tausendfaches "Vergelt's Gott!" auszusprechen.

Wir werden voraussichtlich in unjeren Blättchen noch oft auf diese neu erworbene Mission zurückkommen. Für heute begnügen wir uns mit ein paar einleitenden Bemerkungen: Es war im Jahre 1884,

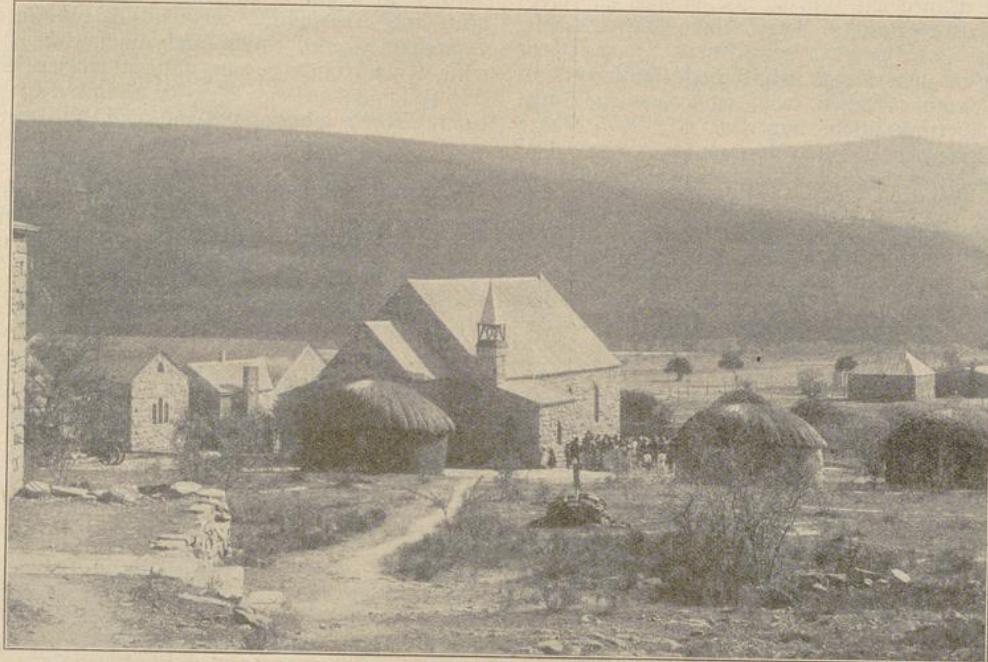
bald nachdem die Jesuiten das von den Trappisten verlassene Dunbrody übernommen hatten, daß Bischof Ricards an die genannten Väter das Ersuchen stellte, eine Mission in dem stark bevölkerten Keidistrkt zu gründen. Die Jesuitenväter suchten daraufhin einen passenden Platz, konnten aber in der Nähe der Schwarzen nichts Besseres finden, als den Distrkt, in dem die heutige Missionsstation Keilands liegt. Die Farm weist etwas über 3500 Acres (meist Weideland) auf und ist sozusagen der einzige Platz am Keisfluß, wo auch etwas Ackerland zu haben ist, sonst findet man am ganzen Flüßgebiet entlang fast nichts als Steine, Dornen und Aloe, und einige wenige Bäume, die das dortige Klima ertragen können. Die Station liegt 1700 Fuß über dem Meeresspiegel, ist etwa 150 Kilometer von der Küste entfernt und hat ein recht gesundes Klima. Was die Bevölkerung anbelangt, so stoßen hier die Stämme der Gaikas-Gcalekas, Tembu und Zingos zusammen, wenigstens sind all diese auf dem Missionsgebiete zu finden. Ihre Sprache ist vom Zulu ziemlich verschieden, sodaz man sich mit ihnen in Zulu fast nicht verständigen kann. Die Schwarzen selbst nennen den Fluß und die Mission Neiba. Das Gelände ist bergig, für Wegeanlagen schwierig und daher vom Verkehr ziemlich abgeschnitten.

Der Kei, ein mittelgroßer Küstenfluß mit hohen felsigen Ufern, trennt Keiland vom sogenannten Transkei. In Keiland liegt die Hauptstation gleichen Namens. Sie gehört zum sogen. Eastern-Vikariate (gegenwärtiger Bischof daselbst ist Right Revd. Mac Sherry, mit dem Sitz in Port Elisabeth), und besitzt verschiedene Steinbauten, wie eine Kirche, eine Schule, ein Priester- und Schwesternhaus usw. Die beiden Außenstationen aber liegen jenseits des Flusses und gehören zum Apostolischen Vikariat Natal unter Bischof Heinrich Delalle, O. M. I. Die erste dieser Stationen ist etwa drei Kilometer von Keiland entfernt; sie ist bloß 2 Acres groß, hat jedoch eine aus Bruchsteinen gebaute Tageschule, die zugleich als Kapelle benutzt wird, nebst ein paar Zimmerchen. Die Station wurde nach dem ersten Beamten des Chies „Saliva“ benannt. Der Sohn desselben ist gegenwärtig als Lehrer dort angestellt. Die dichteste schwarze Bevölkerung im ganzen Distrkt aber findet sich auf beiden Seiten des Sigudu, eines in den Kei fließenden Baches. An der Quelle des Sigudu, die etwa 7 bis 8 Kilometer von Keiland entfernt sein mag, bauten die Jesuitenväter eine Kapelle und Schule gleichen Namens. Sigudu hat 5 Acres Land, eine Schule (Kapelle) und Wohnhaus, und, was die Hauptfache ist, in einem Umkreise von 5 Kilometern wohl gegen 4000 Schwarze; bietet demnach einem seleneisigen Missionär ein reiches Arbeitsfeld. Dazu kommen noch andere dicht bevölkerte Distrakte, die gleichfalls von Sigudu aus missioniert werden könnten. Hier müssen wir auch den Jesuitenvätern sowie den deutschen Dominikanerinnen (letztere leiteten die Schule in Keiland und waren von King Williamstown ausgeschickt worden) das Zeugnis geben, daß sie viel gearbeitet haben und nach Kräften bemüht waren, das ganze dortige Missionswerk zu heben.

Am 22. Juli 1. J. reiste P. Prior (Rev. P. Isembard) mit dem Hochw. P. Bernard Huß als Missionär und künftigen Stationsrektor, sowie einem Laienbruder und drei Missionsschwestern nach Keiland ab, um die dortige Mission aus den Händen der Jesuiten zu übernehmen. Die Fahrt ging von Durban

nach East-London zur See, und von da bis Dohne (63 englische Meilen) mit der Bahn. Die letzte Strecke wurde von den Trappisten zu Pferd, von den Schwestern

der Neopresbyterianer P. Albert Schweiger, ein Bayer, mit einem zweiten Bruder dorthin gesandt, ihnen werden demnächst noch ein paar Schwestern folgen. Die Domi-



Die neue Missionsstation Keiland in Keiland (Kapkolonie).

per „Ochsenwagen“ zurückgelegt. Erstere langten Mittwoch, den 23. Juli, abends $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, letztere im Laufe des nächsten Vormittags in Keilands an. Am

11. August, kurz nach der Rückkehr des P. Prior, wurde

nikanerinnen kehrten am gleichen Tag nach King-Wiliamstown zurück; von den Jesuiten aber werden zwei Patres noch einige Zeit bleiben, bis sich die Trappisten in die neuen Verhältnisse eingelebt haben.



P. Bernard Hüb, O. C. R., mit dem katholischen Häuptling Saliwa und dessen Sohn (Lehrer),
samt Weib und Kindern auf der Außenstube in Saliwa (Keiland).

Nachdem wir im Vorhergehenden verschiedene Lichtseiten des neuen Missionsfeldes betont, sei es uns gestattet, auch auf ein paar Schattenseiten hinzuweisen. Als solche nennen wir zunächst den Mangel an Ackerland für einen regelrechten Betrieb einer Ackerwirtschaft, sodann die Trockenheit des Klimas. In manchem Jahr gibt es zwar Regen genug, doch kann man sich nie sicher darauf verlassen, sodaß man ohne eine künstliche Bewässerungsanlage nur etwa alle 3—5 Jahre auf eine Ernte rechnen kann. Um dem genannten Nebenstande abzuhelfen, haben die Jesuitenväter eine Pumpe aufgestellt, die durch einen 9 Pferdekräfte repräsentierenden Petroleummotor getrieben wurde. Sie mußten jedoch bald einsehen, daß in dieser abgelegenen Gegend bei dem hohen Petroleumpreis diese Bewässerungsmethode unrentabel sei. Für das notwendige Wasser zum Hausbedarf bauten sie eine Zisterne, in welcher

Mädchen. Mit der Bekämpfung zum Christentum stellen sich verschiedene Bedürfnisse für Kleidung usw. ein. Wie aber die nötigen Kosten bestreiten? Auf der Mission selbst gab es keine Gelegenheit zum Verdienst, denn aus Sparamkeit mußten sich die Patres und Schwestern überall einschränken, auch fehlte es für gewisse Industriezweige am nötigen weißen Personal. Die Folge davon war, daß die Mädchen in die englischen Städte gingen, was natürlich mit großen sittlichen Gefahren verbunden war. Mehr als eines der armen Geschöpfe ist gründlich verdorben wieder heimgekommen. Wir hoffen nun allerdings den einen oder anderen lohnenden Industriezweig in Keilands einzuführen zu können, allein das kostet Geld, zumal für den Anfang, bis die Gebäude hergestellt sind und die nötige Einrichtung angeschafft ist. Mühe und Arbeit wollen wir recht gerne auf uns nehmen, unser ganzes



Landschaft mit schwarzer Bevölkerung bei der Schule von Ligudu (Keilands).

sich von sämtlichen Dächern der Station das Regenwasser sammelt. Bei sparsamem Gebrauch reicht er auch fürs ganze Jahr aus. Damit ist aber noch kein Wasser da für den Garten; und man möchte doch auch etwas Gemüse auf dem Tisch haben.

Nun befindet sich nicht ganz vier Kilometer oberhalb der Station eine Quelle, die gesäßt und mittels einer Rohrleitung bis zu einem provisorischen Stalle oben am Berge geführt wurde, um so Trinkwasser für das Vieh zu haben. Ungefähr 400 Fuß nach der einen Seite ist eine zweite Quelle und nach der unteren Seite hin eine schwache dritte Quelle. Würden sie alle miteinander verbunden, so lieferthen sie genügend Wasser sowohl für das Melkvieh, wie für den Garten. Doch fehlen uns dazu die Rohre; es kämen hiebei anderthalbzöllige Rohre für eine Strecke von drei Kilometer in Frage.

Eine weitere Schattenseite war bisher Mangel an geeigneter Beschäftigung für die erwachsenen christlichen

Leben gehört dem lieben Gott im Dienste der Schwarzen, wegen der materiellen Unterstützung aber müssen wir auch hier an den Edelsinn und die Opferwilligkeit unserer geehrten Wohltäter appellieren. Vor allem aber bitten wir um das Almosen des Gebetes, damit auch auf diesem Missionsfelde Gottes Segen ruht. Denn „an Gottes Segen ist alles gelegen, und wenn Gott nicht will, steht alles still.“

Der Mariengarten.

Von Br. Regidius, O. C. R.

Mariannhill. — An dem Wege, der vom hiesigen Trappistenkloster nach dem Schwesternkonvent führt, liegt zur linken Hand ein ziemlich tiefes, enges Tal, das ringsum von Hügeln eingeschlossen ist und nur nach Osten hin sich öffnet. Als die ersten Trappisten im Dezember 1882 in Mariannhill ankamen, war das ganze Tal eine wüste, mit Dornen, Unkraut und meterhohem Gras angefüllte Schlucht; doch bald

machten sie sich daran, diese Wildnis in einen blühenden Garten umzuwandeln. Anfangs ward der „Mariengarten“, wie er bald genannt wurde, für Gewinnung von allerlei Gemüse, wie Salat, Bohnen, Blumentohl usw. in Angriff genommen, später aber, als man für diesen Zweck bessere Lagen ausfindig gemacht hatte, für Obstkultur.

Gegenwärtig zählt er etwa 1300 tragbare Orangenbäume und 340 fünfjährige Bäumchen, die voraussichtlich in 2 bis 3 Jahren den ersten Ertrag liefern werden. Leider steht die Frucht wegen der zahllosen Orangengärten, die sich in Natal, zumal den Bahnhlinien entlang finden, so gering im Preis (3 Pence = 30 H fürs Hundert), daß wir es seit einigen Jahren vorziehen, Orangenwein daraus zu bereiten. Natürlich bildet im Mutterhaus Mariannahill die Orange neben Ananas und Bananen, zumal in den Wintermonaten, d. h. vom April bis Ende September, auch das Hauptdessert für den Tisch.

Von den hier vertretenen Sorten sind die besten die Blut-, Vanilla-, Teneriffa- und die samenlose Orange. Die feinste Spielart der Orangen ist die Mandarine, wovon wir hier 94 tragbare Bäumchen haben, die größte ist Pampelmus (englisch Shaddock), mehr eine Gartenkuriösität, als von irgend einem Nutzen. Die Frucht hat 3- bis 4fache Größe einer gewöhnlichen Orange und erreicht unter günstigen Umständen ein Gewicht von 12 bis 15 Pfund.

Bekanntlich wurde die saure Orange schon im zweiten Jahrhundert von den Mauren nach Spanien gebracht, woher dieselbe auch ihren botanischen Namen Bitter Seville hat, während die süße Orange erst 1000 Jahre später vom Orient her in Europa bekannt wurde.

Verwandt mit der Orange ist die Zitrone, von wo wir hier ebenfalls einige Bäumchen haben. Die Schale wird zwar in der Küche verwendet, sowie zur Bereitung von Öl, Parfümerien und Medizin, dennoch aber ist der Baum in Südafrika von nur geringem Wert. Der Zitronenbaum wurde schon in den ältesten Zeiten kultiviert; den Römern war er als Citrus bekannt.

Stark vertreten ist in unserem Mariengarten auch der Mangobaum. Nicht ohne Grund trägt er den stolzen Namen „König der Fruchtbäume.“ Seine Heimat ist Indien, wo er ein bis zwei Pfund schwere Früchte trägt, die in ihrer Form einem Gänseblümchen gleichen. Die gewöhnliche und am meisten verbreitete Mangofrucht jedoch hat nur die Größe eines Entenbrustes. Sie enthält viel Terpentin und Syrup und hat vergähnliche Fäsern. Der Baum selbst bildet eine regelmäßige, schöne Krone und ist als Alleenbaum sehr geschätzt.

Ganz vorzügliche Gartenfrüchte sind auch die Chirimoyas, wovon wir ebenfalls über hundert Bäume haben, ferner die Avocado- oder Alligatorbirne, die Lquats, chinesischen Guavas und Pawpaws. Letztere ist eine melonenartige, sehr geschätzte Frucht. Die baumähnliche Pflanze trägt schon nach einem Jahr, ist jedoch nicht langlebig, sondern stirbt gewöhnlich schon nach 10 Jahren ab.

Vor einigen Jahren wurden hier auch 150 Olivenbäume gepflanzt, einer feststehenden Erfahrung zufolge, daß in mäßig warmen Gebieten der halbtropischen Zone das beste Öl erzeugt wird, vorausgesetzt, daß die Bäume in der Nähe der Küste und auf trockenem Boden gepflanzt sind, Bedingungen, die hier in Mariannahill alle zusammen treffen. Der Olivenbaum

wird im zehnten Jahre rentabel und erreicht unter günstigen Wachstumsbedingungen ein sehr hohes Alter.

Endlich haben wir in unserem Mariengarten auch eine kleine Baumschule, wo die einzelnen Sorten von Bäumen gezogen und veredelt werden. Was hierzulande die Pflege eines Baumgartens wesentlich erschwert, ist die öftmalige Trockenheit (zuweilen fällt monatelang kein Tropfen Regen), ferner Blattkrankheiten, sowie die verschiedenartigsten Insekten, welche die Früchte anbohren, bevor sie zur eigentlichen Reife gelangen. Um letzterem Nebelstand nach Kräften entgegenzutreten, werden verschiedene chemische Substanzen in Wasser aufgelöst und mittels Sprüzen in Anwendung gebracht.

Zu guter Letzt seien noch ein paar Zierbäume erwähnt, wie z. B. der „Christusdorn“ mit seiner prächtigen Belaubung und den scharfen, fingerlangen Dornen. Dieser Baum wurde vom Chr. Vater Franz Pfanner, dem Gründer Mariannahills, persönlich von Jerusalem nach Mariannahill gebracht. Der „Rosenkranzbaum“ mit seinen roten Blüten und eigenartlichen Rosenkranzperlen ähnlichen Früchten, der „Flammenbaum“ mit seinen scharlachroten Blüten usw. Auch eine Anzahl von Palmen wurde schon vor mehreren Jahren gepflanzt, wie z. B. die Kokospalme, die Dattel- und Sagopalme.

Die Reinhalzung unserer Felder, Gärten und Waldanlagen wird in Mariannahill meist von unseren schwarzen Schuljungen besorgt, die zu diesem Behufe fast Tag für Tag unter geeigneter Aufsicht mit der Hacke auf der Schulter ausrücken. Auf einzelnen Stationen, wo die Zahl der Kinder weniger groß ist, benutzt man dazu auch den sogen. Kultivator, das bekannte landwirtschaftliche Gerät, das, von einem Pferde gezogen, mit seinen drei bis fünf kleinen Scharen nur mäßig tief in den Boden eindringt, aber die Wurzeln des Unkrautes scharf abschneidet und dabei zugleich den Boden pulverisiert.

Schlangen im oberen Stock.

Von Dr. Bartholomäus, O. C. R.

Dass sich Schlangen in Zimmer zu ebener Erde einschleichen, kommt öfters vor, zu den Seltenheiten aber dürfte es zählen, dass sie sich sogar in den oberen Stock hinauf wagen. Dieser Fall kam in hiesiger Schreinerei vor. Ich hatte ein Stück Brett vom Möten und ging deshalb in unserer Werkstatt in den über einer Stiege befindlichen Lagerraum, mich nach etwas Passendem umzusehen. Da bemerkte ich auf den kleineren und größeren Brettern, die da aufeinandergeschichtet lagen, einen grünen Streifen. Was soll denn der sonderbare Streifen da bedeuten? dachte ich mir, und war eben im Begriff, darnach zu greifen, als das Ding auf einmal anfing, sich zu bewegen und zwischen den Brettern zu verkriechen. — Da ging mir mit einem Schlag ein Licht auf: Es war eine Schlange, und zwar eine von recht gefährlicher Art!

Auf meinen Ruf eilten sofort die Brüder und Kaffernjungen herbei, das gefährliche Reptil zu suchen. Doch da hatten wir lange zu tun. Wir mußten alles Holz auf die Seite schaffen und konnten auch dann noch nichts entdecken. Schon wollte ich die Arbeit aufgeben; doch Bruder Hildebert erklärte: „Das geht nicht; wir müssen die Schlange suchen, bis wir sie haben!“ Nun machten wir uns nochmals daran, aus einer großen Kiste alle Brettcchen und Holzabsfälle her-

auszunehmen. Schon hatten wir die Kiste so ziemlich geräumt, und noch immer war nichts zu sehen. Da plötzlich schnellte die Schlange wie ein Blitz in die Höhe und wollte schon auf Bruder Hildebert losgehen, als sie durch einen wohlgezielten Schlag eines Käffernjungen zu Boden gestreckt wurde. Noch ein paar Hiebe, und es war ihr dauernd die Lust benommen, nochmals in ein Haus und gar in den oberen Stock zu kommen.

Eine Marthrin der Nächstenliebe.

Bamania (Kongo). — Es war im Mai des Jahres 1901, da meldete sich eines Morgens auf der heiligen Missionsstation (Kongo) ein etwa 17 Jahre altes, heidnisches Mädchen, und bat gar dringend um Aufnahme. Die Bitte wurde ihr mit Freuden gewährt, doch sahen wir bald, daß das arme Mädchen die Pocken gehabt hatte und noch nicht ganz von der schrecklichen Krankheit geheilt war. Zu ihrem tiefen Leidwesen mußten wir sie also von den übrigen Kindern absondern und brachten sie hierauf in ein Haus im Walde, das eigens für solche Kranke erbaut worden war und von uns Schwestern besorgt wurde.

Mobeka, — dies der Name unseres neuen Pfleglings, — war im Kriege geraubt und verkauft worden. Zuletzt hielt sie sich im nahen Städtchen auf; als man aber merkte, daß sie die Pocken habe, ward sie aus Furcht vor der Ansteckung verstoßen, sodaß sie nun ohne Hilfe und Obdach viele Tage im schrecklichen Urwald zubrachte. Gar oft erzählte sie uns später von dem namenlosen Elend, das sie in jener Zeit erduldet. Dem armen, sterbenskranken Kind fehlte einfach alles. Nicht einmal einen Trunk Wasser konnte sie in ihrer Tiebergut bekommen, geschweige denn ein wohltuendes Feuerchen, das dem armen Schwarzen so unentbehrlich scheint, selbst in gesunden Tagen. Zuweilen froh sie, von entsetzlichem Hunger gequält, während der Nacht auf Händen und Füßen zu einem Hause, um in der Nähe nach weggeworfenen Speiseresten zu suchen. O, was waren das für lange Tage und endlose Nächte für das fröhle, verstoßene und hungernde Mädchen! Doch dieses ihr leibliches Elend sollte für sie die Quelle großen geistigen Gewinnes werden. Mobeka schrie in ihrer Not zu Gott, von dessen Größe und Erbarmung sie schon zuweilen gehört hatte, nahm sich vor, dem heidnischen Leben und Treiben für immer Lebewohl zu sagen und zur katholischen Missionsstation zu gehen, um hier Gott zu suchen und Christin zu werden. Gesagt, getan!...

Dahier, im Podenspital, erholt sie sich schnell wieder, und kaum genesen, nahm sie sich voll Liebe der anderen Kranken an, sodaß wir sie bald rechtlich gewannen. Sie war von ernstem, gesetztem Charakter und zeigte großes Geschick zu jeglicher Arbeit. Gab es irgendwo etwas Schwierigeres zu tun, so hieß es allgemein: „Da müssen wir Mobeka rufen; auf die kann man sich verlassen!“

Nicht weniger fleißig und geschickt zeigte sie sich später beim Unterricht. Lehrerin hatte große Freude an ihr, und bereitete sie mit vieler Sorgfalt auf den Empfang der hl. Taufe vor. Endlich kam der große Tag, nach dem sich das gute Kind schon lange so sehr gesehnt hatte. Mobeka empfing die hl. Taufe und erhielt dabei den Namen Xaveria. Im Laufe des Nachmittags machte die Lehrerin mit den neugetauften Mädchen einen kleinen Ausflug. Man sang verschiedene christliche Lieder, und eines

der Mädchen spielte auf einer Handharmonika. Wir ruhten dann, — so erzählte die Berichterstatterin weiter, — im Walde auf einem Baumstamme aus und aßen Zuckerrohr und Orangen. Aus den Augen der guten Kinder aber strahlte ein solches Glück und ein solch' stiller, seliger Frieden, daß ich die Kraft und die Schönheit unseres heiligen Glaubens nicht genug bewundern konnte. Die Fröhlichste und Glücklichste von allen aber war unsere Xaveria. „O, welch' ein Glück!“ rief sie wiederholt aus, „welch' ein Glück, Christin und Kind Gottes zu sein!“ —

Um diese Zeit begann auch in hiesiger Gegend die furchtbare Schlafkrankheit sich bemerkbar zu machen, die seitdem in ganz Zentralafrika schon weite Gebiete vollständig entvölkert hat. Um der großen Ansteckungsgefahr nach Kräften vorzubeugen, sahen wir uns gezwungen, die betreffenden Kranken vollständig von den übrigen zu trennen. Zuerst wurde im nahen Wald ein eigenes Krankenhaus für sie gebaut und später, um die Trennung vollständig zu machen, auf einer Insel des Rückflusses. Doch, wo sollte sich ein Mädchen finden, das bereit wäre, unserer Krankenschwester bei diesem gefährlichen Amt dienstbeflissen zur Hand zu gehen? Denn die Gefahr der eigenen Ansteckung lag, zumal für die Schwarzen, furchtbar nahe. Trotzdem sprach manches von uns die Hoffnung aus, Xaveria dürfte sich am ehesten dazu bereit erklären. Und in der Tat, wir hatten uns nicht getäuscht. Uebriegens sollte da jeder Zwang absolut ferne liegen. Man stellte also dem guten Kinde alles vor: die Not der armen Kranken und die Gefahr der eigenen Ansteckung. Die schöne Antwort, welche das heldenmütige, erst kürzlich getaufte Mädchen gab, war: „Ich bin bereit zu gehen! Sollte ich auch später die Krankheit selbst bekommen, so ist es der liebe Gott, der sie mir schickt.“

Von jenem Tage an ging nur Xaveria frohen Mutes mit der Schwester ins Hospital. Da gab's nun viel zu tun: hier lagen zwei bis drei am Sterben, dort mußte man einer Reihe anderer wie kleinen Kindern das Essen geben, da war schmutzige Wäsche zu reinigen, und dort mußte eine Leiche eingenäht und begraben werden. Wir konnten den Opfermut, den das brave Mädchen dabei bekundete, nicht genug bewundern, zumal, da es uns bekannt war, welchen Abscheu sonst die Neger gegen alle diese Sachen haben.

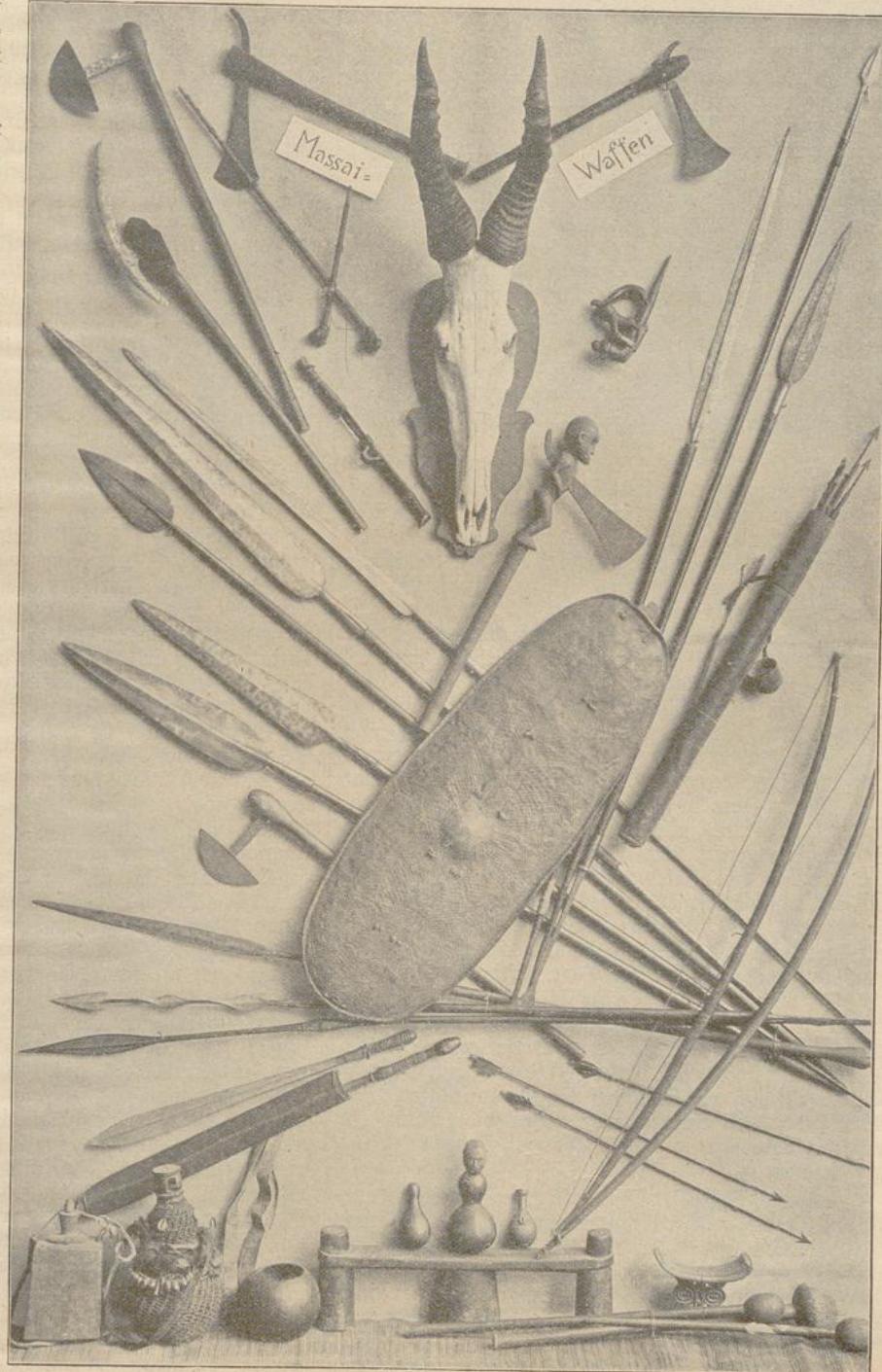
Einmal wurde uns ein 18jähriges Mädchen gebracht, das vom langen Liegen eine arge Wunde bekommen hatte. Es schien, als habe sich aller Krankheitsstoff da hineingezogen. Zuletzt begann das Fleisch zu faulen, sodaß an beiden Seiten die nackten Knochen herausschauten. Es war ein schrecklicher Anblick. Da stellte plötzlich Xaveria die merkwürdige Frage: „Schwester, was meinst du wohl, wenn mir der liebe Gott auch einmal eine solche Wunde schickt, — und ich kann sie leicht bekommen, da ich ja beständig die armen Kranken pflege, — käme ich dann direkt, ohne Feuer, in den Himmel?“ „Ja“, sagte die Schwester, „wenn du die damit verbundenen Schmerzen recht geduldig erträgst, so könneft du dein Feuer schon hieden durchmachen und dir obendrein großen Lohn für den Himmel verdienen.“ — „O“, rief nun Xaveria aus, „dann will ich aber den lieben Gott bitten, daß er mir vor dem Sterben auch eine solche Wunde schickt.“ Und dieser ihr heldenmütiger Wunsch sollte in der Tat buchstäblich erfüllt werden. Doch, wir wollen der Geschichte nicht vorgreifen.

Ein Jahr nach Empfang der hl. Taufe kam für Xaveria die Zeit der Vorbereitung auf ihre erste hl. Kommunion. Da wurde nun auf dem ganzen Weg von der Station bis zum Hospital der Katechismus aufgesagt, damit sie ja bei der Prüfung vor dem Hochv. P. Missionär bestehen möchte. Endlich kam der große Gnadenstag, der auch bei den armen Negern zum schönsten des ganzen Lebens zählt. Unsere Erstkommunikanten bekamen einen weißen Stoff (von ihnen Bolele genannt), den sie in recht malerischem Faltenwurf zu tragen wiesen, ein Herz-Jesu-Kapuzier und einen Rosenkranz. Letzteren tragen sie am Halse, während ihren schwarzen Wollkopf ein Kränzchen natürlicher oder künstlicher Rosen schmückt. Xaveria war überglücklich an diesem ihrem Ehrentage!

Einige Zeit später verlobte sie sich mit einem christl. Jüngling, der als Maurer auf der Station tätig war, und als das neue Heim, ein hübsches, weiß übertünchtes Lehnhäuschen mit einem Bananengarten in der Nähe, fertig war, wurde Hochzeit gehalten. Beim Abschied aus der Missionschule gab Schw. Oberin dem braven Mädchen ein eigenes, passendes Geschenk, und wir alle freuten uns, eine brave christliche Familie mehr in unserer Nähe zu haben. Eine Menge der besten Segenswünsche folgten dem jungen Ehepaare nach, doch kaum einer derselben sollte in Erfüllung gehen.

Nach wenigen Wochen schon kam Xaveria zur Missionsstation und klagte über heftige Kopfschmerzen. Bald kam sie täglich und bat um Arznei. Wir hielten es anfangs für ein geringes Umlaufstein, das bald vorübergehen würde; doch es sollte anders kommen. Xaveria, die bisher immer

so frisch und munter, so emsig und fröhlich gewesen war, wurde von Tag zu Tag stiller, schwächer und trauriger, bis sie eines Tages bitterlich weinend gestand, sie habe die Schlafkrankheit, und ihr Mann wolle sie deshalb nicht länger bei sich im gleichen Hause dulden. Wir konnten das Schreckliche gar nicht glauben, rieten ihr Bäder an und gaben ihr Palmöl, sich damit einzubreien. Einige Wochen schwieben wir zwischen Furcht



Selbstverfertigte Waffen der Massai, Deutsch-Ostafrika. (Aus unserer Jubiläumsfestschrift.)

und Hoffnung, dann aber ließ es sich nicht mehr leugnen, Xaveria hatte wirklich die Schlafrigkeit und mußte zu den übrigen Kranken nach der Insel verbracht werden.

Als die Krankenschwester, der Xaveria früher so treulich geholfen hatte, die junge Frau so traurig und verlassen unter den übrigen Kranken sahen, kamen ihr unwillkürlich die Tränen in die Augen. Unfähig, ein Wort zu reden, sahen sich beide eine Weile gegenüber, dann begann die Schwester: „Xaveria, der liebe Gott ist es, der dir diese Krankheit geschenkt hat; willst du sie nun auch geduldig und mit Ergebung in seinen hl. Willen annehmen?“ — „Ja“, sagte sie, „der liebe Gott will es so haben; es ist also gut und ich bin zufrieden.“ Von da an schwand ihre anfängliche Traurigkeit, sie fügte sich in ihre traurige Lage und begann, soweit ihre schwachen Kräfte noch reichten, sich überall nützlich zu machen. Hier gab sie einem Kranken Wasser zu trinken, dort ordnete sie eine Lagerstätte oder stand einem Sterbenden in der letzten Not bei. Nie sah man sie unzufrieden und nie kam eine Klage über ihre Lippen. Noch einmal hatte sie das Glück, die hl. Kommunion zu empfangen. Das war dann jedesmal ein wahrer Freudentag für die arme Xaveria.

Ihr leibliches Befinden aber wurde zusehends schlimmer, ja, eines Tages bemerkte die Krankenschwester mit Schrecken, daß Xaveria an beiden Seiten genau dieselben Wunden bekam, wie jenes Mädchen, das sie gemeinschaftlich früher geopfert hatten. Nach 14 Tagen lagen die Hüftknochen offen da. „Xaveria“, sprach nun die Schwester, „erinnerst du dich noch des Wunsches, den du damals geäußert, als wir die Wunden jenes franken Mädchens reinigten? Siehe, der liebe Gott hat nun deine Bitte erhört. Darum frischen Mut, liebe Xaveria, bald, bald wirst du beim lieben Heiland im Himmel sein, und er wird es dir hundertfach vergelten, was du für ihn hinieden getan!“ — Da kam ein so glückseliges Lächeln über die stillen, abgemagerten Züge der jungen Frau, daß man sie beinahe um ihr Glück hätte beneiden mögen. „Xaveria“, fuhr die Schwester fort, „willst du, wenn du einmal beim lieben Gott im Himmel bist, auch unsrer Gedanken, der Patres und Schwestern, der Neubefehlten und Katechumenen, auch der lieben Wohltäter, die uns schon so viel Gutes getan haben?“ — „Ja, das will ich, wenn ich irgend etwas bei Gott vermag! Ich werde euch wahrlich nicht vergessen, denn ihr habt mir unendlich viel Gutes getan seit dem Tage, da ich krank und hungrig an eurer Türe anklopste.“ —

So vergingen noch einige Tage. Während die anderen Schlafranken zuletzt ganz stumpfsinnig werden, blieb ihr Verstand hell und klar, bis zur letzten Stunde. Jedenfalls war das auch eine Folge der großen Wunden, worin sich die schlechten Säfte vereinigten. Bei Abwesenheit der Schwester verpflegte die Kranken ein naher Anverwandter, der ihr mit großer Liebe zugetan war.

Als die Schwester eines Morgens wieder kam, gingen ihr die andern Kranken entgegen und meldeten betrübten Herzens: „Xaveria ist tot; soeben ist sie still und ruhig verschieden!“ — Tief ergriffen drückte ihr die Schwester die Augen zu, nähte die Leiche nach Negerritte in ein Tuch ein und begrub sie unter den Bäumen des Urwaldes.

Hier, auf einem gar stillen, ruhigen Plätzchen, harret ihre sterbliche Hülle des großen Tages der

Auferstehung. Wir aber geben uns der sicheren Hoffnung hin, an ihr eine treue Fürsprecherin im Himmel gefunden zu haben, denn sie war eine gute, reine Seele, und starb als eine wahre Martin der Nächstenliebe.

Ein Ausflug ins Ibisital.

Von Schw. Friederika, C. P. S.

Lourdes. — Es war am Feste des hl. Antonius Ibd. Js., als zwei unserer Missionsschwestern dahier ein Gefährt bestiegen, um zum erstenmale nach der neuen Mission im Ibisital zu fahren. Bruder Hugo, Schaffner in Lourdes, machte den Kutscher, und da eben Mutter Vikarin, Ven. Sr. Adelheid, auf Besuch hier weilte, fuhr sie bis Emaus mit, um dajelbst den Chrw. Vater Franz, den Stifter unserer Schwestern-Kongregation, zu besuchen.

Nach kurzer Rast ging es weiter, dem Umzirkulum zu. Hier hatten wir etwa halb Weg, d. h. circa 20 englische Meilen; wohl fuhren wir auf ziemlich guter Poststraße, allein die vielen steilen Berge stellten an die wackligen Pferde immerhin eine bedeutende Anforderung. Es war mitten im Winter, und da ist es auch im Innern Südasiens, zumal in früher Morgenstunde, oft bitter kalt. Heuer war die Kälte schon einige Wochen früher als gewöhnlich eingetroffen, und so sahen wir zu unserem Leidwesen in den Feldern, die rechts und links vom Wege lagen, den Mais vielfach erfroren. Auch das Gras war schon völlig dürr und abgestorben, sodß für das Vieh, das hier auch zur Winterszeit im Freien weidet, — Stallfütterung kennt der Schwarze einfach nicht, — nur eine spärliche Weide übrig ist.

Inzwischen harrten die Kaffern im Ibisital mit Sehnsucht auf unsere Ankunft. Sie wußten, daß wir Schwestern kommen würden, und auch Rev. P. Apollinaris, Rektor und Missionär von Lourdes, sollte noch eintreffen und am nächsten Morgen bei ihnen die erste hl. Messe lesen. Das war ein Ereignis, das natürlich die Gemüter aller in Spannung hielt. Schon lange hielten sie von einem hohen Berge herab Ausschau, ob wir noch nicht kommen würden. Ihre Geduld wurde dabei auf eine ziemliche Probe gestellt, denn Mittag war schon längst vorbei, und noch immer konnten sie nichts von einem Gefährt erblicken. Uebrigens bedeutet eine Strecke von 40 englischen Meilen oder 13½ deutschen Wegstunden eine respektable Tagesfahrt. Endlich trafen wir ein. War das nun ein Schauen, Jubeln und Begrüßen! Dem viele von ihnen hatten noch nie eine Missionsschwester in ihrer fremden, seltsamen Ordenstracht gesehen. Noch waren sie in ihrem Staunen und Jubeln begriffen, da hieß es schon: „Der P. Missionär kommt!“ P. Rektor hatte in Lourdes während des Vormittags noch Beicht gehört und war mit seinem schwarzen Katecheten erst gegen 11 Uhr von der Station weggeritten. Der Reitweg ist bedeutend kürzer als der Fahrweg, aber auch viel beschwerlicher. Alle knieten nieder und batn ihn um den hl. Segen. Dann führten sie uns in die nach ihren Begriffen festlich geschmückten Wohnungen. Für uns Schwestern war ein eigener Kraal hergerichtet; er war mit allem Nötigen: Tisch, Bank, Bett usw. ausgestattet, was in einem Kaffernkraal schon etwas heißen will.

Nach einem kleinen Imbiß gingen wir jedoch wieder ins Freie, zumal da gerade ein recht milder und angenehmer Abend war. Schnell scharten sich

die guten Leute, groß und klein, in Massen um uns und erzählten uns immer wieder, wie sie schon im Laufe des Vormittags auf dem Berge gestanden und Ausschau gehalten hätten, ob wir noch nicht bald kämen. „Es wurde Mittag“, sagten sie, „und ihr waret noch nicht da; die Sonne begann sich zu neigen, und der Himmel war so trüb, und noch immer sahen wir nichts von einem Gefährt. — Da wurde unsere Hoffnung kleiner und kleiner, doch völlig schwand sie nicht. Ach, wir hatten den Heiden und Protestanten hier herum so viel von den ama-Romas erzählt, wie schön der katholische Gottesdienst sei, wie viele Kinder in Lourdes seien und was sie dasselbst alles lernten, und daß die Schwestern sogar ganz kleine Kinder aufziehen — über zwanzig hätten wir gezählt — und wie das alles ganz umsonst, nur für Gott geschehe, usw. Da bekamen auch sie ein großes Verlangen, euch zu sehen. Wenn ihr nun nicht gekommen wäret, so hätte uns das sehr betrübt, denn die Protestanten hätten uns sicherlich verspottet. Ganz hätten wir aber auch dann die Hoffnung nicht aufgegeben; wir wußten, daß ihr kommen würdet, denn ihr hattet es ja versprochen. Nun aber seid ihr, Gott sei Dank, da, und wir freuen uns darüber gar sehr!“ Mit solchen und ähnlichen Worten wurden sie gar nicht müde, uns immer wieder ihre Freude über unsere Ankunft zu bezeugen. Gerne hätten wir die halbe Nacht mit ihnen geplaudert, doch wir waren müde, und zogen uns bei Zeiten zurück. Die Schwarzen aber hörten wir draußen noch lange reden, wie die ama-Roma nun wirklich gekommen seien und sie nicht getäuscht hätten.

Am anderen Morgen läutete das Glöcklein hell und klar, und lud alle miteinander ein zum englischen Gruß. Viele schwarzbraune Hände falten sich dazu innigem Gebet, leider aber wiegt die Zahl der

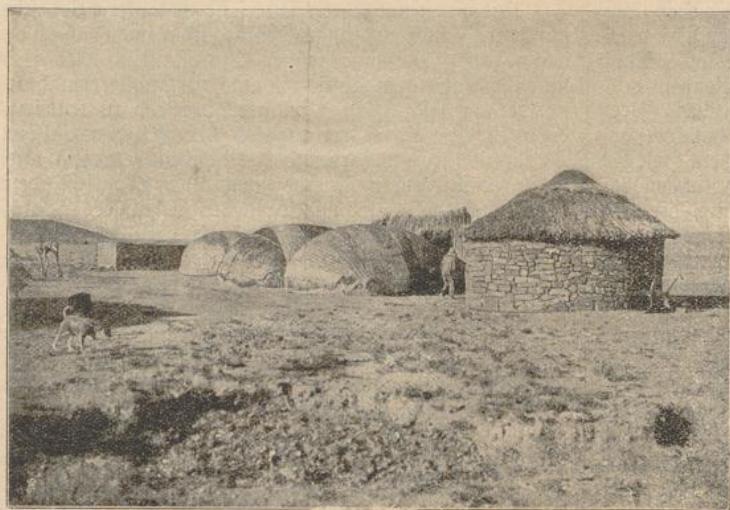
Protestanten in dieser Gegend noch bedeutend vor; protest Missionäre sind eben schon seit vielen Jahren hier, während der Katholizismus erst in neuester Zeit dort bekannt wurde. — Wir Schwestern machten uns frühzeitig auf, um die Eltern eines unserer größeren Schulmädchen zu besuchen. Ach, wie freuten sich die



Kavashottentotten von Gobabis (Deutsch-Südwestafrika).

Diese fünf Galgenstricke haben den Missionar Jubb ausgeplündert. Der Stamm ist seit dem Aufstand von 1896 aufgerieben und der Rest in Windhuk angesiedelt.

guten Leutchen über diesen Besuch! Später kamen sie und hörten mit uns die hl. Messe. Diese wurde in einem Kraale gelesen, der jedoch schön gestrichen war und zwei Türen, sowie zwei kleine Fenster hatte. Ein einfaches Altärchen war schon früher von Lourdes hierher geschickt worden, die nötigen Paramente usw. hatten wir tags zuvor selbst mitgebracht, und somit war alles zur schönen Feier bereit. P. Rektor nahm zuerst die kirchliche Benediction vor und begann sodann die hl. Messe — wie schon oben erwähnt, die erste, die hier gelesen wurde, — wobei Bruder Hugo ministrierte und der schwarze Katechet laut vorbetete. Dazwischen wurden auch einige religiöse Lieder gefungen. Nach der hl. Messe war Predigt, worin P. Rektor den vielen protestantischen Sesten gegenüber, von denen es bekanntlich in ganz Südafrika förmlich wimmelt, den apostolischen Ursprung, die allgemeine Verbreitung und unvergängliche Dauer der einen, wahren, römisch-katholischen Kirche betonte. Dann ermahnte er die anwesenden Christen, ihrem heil. Glauben treu zu bleiben und den Heiden und Protestanten ein gutes Beispiel zu geben. Ihre Zahl sei noch verhältnismäßig klein, doch er sei fest überzeugt, sie würde wachsen. Zum Schluß lud er auch die Heiden ein, fleißig zur Kirche zum christlichen Unterricht zu kommen. Auch an sie ergehe jetzt der Ruf des guten Hirten, und wenn sie noch länger im Heidentum blieben, hätten sie keine Entschuldigung mehr. Die Hauptfache sei allerdings nicht der bloße Kirchen-



Hütten des farbigen Gesindes in Reddersburg (Südafrika).
Rechts Rundhütte aus Steinen mit Grasdach. In der Mitte Hottentottenhütte, b. h. Bienenkorbhütten mit Tüchern bedeckt, links davon rechteckige Hütte aus Steinen, Nachahmung der europäischen Häuser. (Nach Photographie v. Herrn Max Meyer-Reddersburg.)
Beide Illustrationen aus „Südafrika“ von Prof. Siegfried Passarge.

besuch, sondern das treue Halten der Gebote usw. Die aus aufrichtigem Herzen kommenden Worte fielen augenscheinlich auf guten Boden. Noch lange standen nachher die Leute in Gruppen beieinander und rühmten die Schönheit des katholischen Gottesdienstes, wobei sie unwillkürliche Vergleiche zwischen dem früheren protestantischen und dem jetzigen katholischen Ritus anstellten.

Da tauchte plötzlich Pamula, der protestantische Prediger, auf und ließ durch einen Boten fragen, was denn die ama-Roma hier wollten. Sie, die Protestanten, seien schon längst vor uns dagewesen. Der P. Missionär ließ ihm die bündige Antwort melden: Die protestantische Sekte sei von gestern und würde ebenso schnell wieder verschwinden, wie sie gekommen. Die katholische Kirche aber sei die einzige wahre, von Christus gestiftete Kirche und habe die Verheißung ewiger Dauer. Uebrigens habe er sich in's heilige Missionsgebiet nicht eigenmächtig eingedrängt, sondern sei vielmehr wiederholt und dringend von gewiegten Männern gebeten worden, hier im Ibisital eine katholische Mission zu beginnen.

Im Laufe des Nachmittags kamen die guten Leute nochmals zu einem kleinen Gottesdienst zusammen. Es wurden einige religiöse Lieder gesungen, die Litanei gebetet, und P. Rektor hielt nochmals eine kleine Ansprache. Dann begaben sich die meisten nach Hause. Selbst die Heiden, die sich uns am Morgen nur schüchtern genährt hatten, waren jetzt viel zutraulicher geworden. Sie fühlten sich glücklich, daß auch sie den Missionär und die Schwestern gesehen, und gewiß ist in dem Herzen des einen oder andern von ihnen der Wunsch rege geworden, ebenfalls katholisch zu werden.

P. Rektor begab sich in Begleitung mehrerer Christen nach einem benachbarten Kraal. Hier lag ein Mann aus Pondoland am Sterben und begehrte nach der hl. Taufe. Den nötigsten Unterricht hatte er bereits durch den Katecheten erhalten, und so konnte ihm der Priester nach einigen vorbereitenden Akten die hl. Sakramente der Taufe und der Firmung spenden. (Bei Todesgefahr darf hier auch der einfache Priester firmen). Es ging alles so einfach zu. Der Kranke lag am Boden, und die hl. Oele usw. mußten neben ihm auf einer Matte ebenfalls auf den Boden gestellt werden, der Priester aber war mit Chorrok und Stola bekleidet; dennoch aber waren alle Anwesenden voll Staunen über die Schönheit der katholischen Zeremonien. Ich selber wurde am meisten dadurch ergriffen, daß die anwesenden Christen mit dem Priester so schön das Vaterunser und christliche Glaubensbekennnis beteten, denn es waren das Leute, die vor wenigen Jahren noch Heiden oder wenigstens Protestanten gewesen waren. Beim Scheiden ermahnte der P. Missionär die Kraalsassen, ihn zu rufen, falls es beim Kranken schlimmer werden sollte, und wäre es mitten in der Nacht. Niemand dachte jedoch an eine unmittelbare Gefahr, und siehe, wenige Stunden darauf war der Neugetaufte schon eine Leiche.

Gegen Abend mußten diejenigen Christen, welche am letzten Osterfeste die heilige Taufe empfangen hatten, bei hieben. Buße und Sündenbekenntnis hält bekanntlich immer schwer, besonders aber bei Neubefehlten; auch war es bei ihnen erst das zweitemal, daß sie zur hl. Beichte gingen. Begreiflich, daß es daher manchem etwas bange um's Herz wurde. Später meinten sie, der Tote da drunter in jenem Kraal habe einen gar leichten Weg in den Himmel gehabt,

denn er brauchte keine einzige Sünde zu beichten und wurde dennoch von aller Sünde und Strafe frei.... Die entfernten Wohnden kehrten hierauf in ihre Kraale zurück, um am nächsten Morgen abermals zur hl. Messe zu kommen. Sie sprachen ihr Bedauern aus, daß der schöne Tag, an dem sie so viele geistige Freuden erlebt, schon zum Ende neige. „O wie schön“, sprachen sie, „haben es doch die Christen, die bei euch auf der Station wohnen, und ebenso die Schulkinder! Sie haben immer den Priester und die Missionsschwestern bei sich. Könnet ihr nicht öfters zu uns kommen? Es ist nicht gar so weit; blos das erstmal kommt einem der Weg so weit vor . . .“

Am nächsten Morgen sollte die hl. Messe um sechs Uhr sein. Da jedoch die Schwarzen keine Uhr haben, so standen sie schon beim ersten Hahnen schrei auf, um ja nicht zu spät zu kommen. Um vier Uhr waren die meisten schon da; auch war es mondhell und nicht besonders kalt. Der als provisorische Kapelle dienende Kraal steht auf der Farm eines Bruders des Chief, doch ist der Bau einer Kirche, wie schon in einer früheren Nr. des Bergischemmrich berichtet wurde, bereits im Gang. Der Chief selbst ist uns Katholiken wohl geneigt, obwohl er sich aus Klugheitsrücksichten noch ferne hält. Um so wütender gerberden sich einzelne Protestanten. Unser mehr erwähnter schwarzer Katechet wurde schon mehrmals mit dem Tode bedroht. Als wir ihn fragten, ob er sich nicht fürchte, gab er die schöne Antwort: „O nein; ich stehe in Gottes Hand; und wenn sie mich wirklich umbringen sollten, so würde dadurch die katholische Mission erst einen rechten Aufschwung nehmen. Viele Protestanten würden dann zu uns übertraten, weil es klar am Tage läge, daß dies nur aus Haß geschehen, während sich die Katholiken gegen ihre Gegner voll Liebe und Duldsung benehmen.“ Ich konnte nicht umhin, diesen jungen Mann zu bewundern. Seine Wirk samkeit verdient alles Lob; er hat schon recht schöne Resultate erzielt: die Leute sind gut unterrichtet, verrichten ihre gemeinsamen Gebete in der Kirche recht schön und singen ihre Lieder mit staunenswerter Sicherheit und Präzision.

Unter den am letzten Osterfeste Getauften fiel mir namentlich auch ein junges Mädchen, Namens Genovesa, auf. Sie war früher Protestantin. Als sich nun ihr Vater dem Katholizismus wandte, ermahnte sie der protestantische Prediger, darüber zu trauern, denn ihr Vater sei rettungslos der Hölle verfallen. Tatsächlich weinte fortan das Mädchen bitterlich und versuchte mit ihren Freunden alles Mögliche, den „verbündeten“ Vater wieder in den Schoß des Protestantismus zurückzuführen. Doch da half kein Bitten, kein Weinen und Flehen; der Vater blieb fest. Noch mehr: nach einiger Zeit wandelte auch Genovesa samt ihrer Mutter die Lust an, katholisch zu werden, und am Ostermontag wurden alle drei: Vater, Mutter und Tochter miteinander getauft. „Wie konnte ich doch anfangs so verbündet sein?“ sagte sie nun selbst, „ich glaubte wirklich, der Vater sei verloren, und nun hat er uns alle auf den rechten Weg gebracht, und wir genießen zusammen ein Glück und einen Frieden, wie ich ihn im Protestantismus nie gekannt hatte.“

Nach der hl. Messe war ein kleines Frühstück, dann ging es an's Abschiednehmen. Nur zwei Nächte waren wir hier gewesen, und dennoch fühlten wir uns schon so innig mit diesen guten Leuten verbunden, daß wir nur schweren Herzens von ihnen schieden.

O wie gern wären sie mit uns gegangen! „O wenn wir auch in Lourdes sein könnten,“ sagten sie, „da hätten wir alle Tage die hl. Messe und wohnten unter lauter Katholiken. Wie schön wäre doch dies!“ — Wir dankten den guten Leuten für die edle Gastfreundschaft, die sie uns gewährt, und schieden mit der Hoffnung auf ein nicht allzu fernes Wiedersehen. Möge, bis wir wieder kommen, im ganzen schönen Ibizital der Katholizismus einen kräftigen Aufschwung nehmen mit einer würdigen Missionskirche als geistigem Zentrum, um das sich alle Gläubigen von nah und fern scharen. Das walte Gott!

Ein Schmerzenskind. Von Schw. Engellerta.

Ezenstochau. — Eines Tages kam ein Engländer hieher mit der Bitte, ein kleines, etwa drei Monate altes Kind in kost und Pflege zu nehmen. Er fügte gleich bei, wir könnten das Kind für immer behalten, da niemand darauf Anspruch erheben würde . . . Er stehe im Begriffe, die Mutter des Kindes, eine Halbwaise, zu ehelichen; das Kind jedoch sei ihnen im Wege. Es gehöre nicht ihm und er könne es daher auch nicht zu seinen Eltern bringen. Ueberdies müsse er mit seiner Braut sofort eine Reise nach Ostafrika antreten und das ginge nicht mit dem noch so kleinen Kinde.

Chr. Vater Gerard trug ansfangs Bedenken, auf die Sache einzugehen. Schwester Oberin jedoch, eine große Kinderfreundin, erklärte sich mit Freuden bereit, sich des armen Kindes anzunehmen . . . Damit war die Sache abgemacht. Von den Opfern, die damit verbunden sein sollten, hatte zur Stunde niemand eine Ahnung.

In der folgenden Nacht klopfte es plötzlich an der Türe der Kleinkinder-Bewahranstalt. Als die Schwester öffnete, reichte ihr ein Weißer das Kindlein nebst einem Bündel Kleidungsstücke herein. Er war mit dem Kinde die ganze Nacht auf dem Wege gewesen, hatte den Fluss durchwatet und ging nun eilends wieder davon. Es mochte etwa 1 Uhr nachts sein.

Das Kind weinte und schrie aber ganz erbärmlich und wollte sich von der Schwester absolut nicht beruhigen lassen. Auch Schwester Philippine, die Lehrerin der hiesigen Knabenschule, die unmittelbar nebenan wohnt und durch den ungewohnten Lärm aufgeweckt worden war, versuchte umsonst alle möglichen Beruhigungsmittel. Eine Weile schwieg das Kind, dann aber wand und krümmte es sich wieder unter Tränen wie zuvor. Aufangs dachte man, das Kind fühle sich eben bei uns fremd und verlange blos nach seiner Mutter, bald aber stieg der Verdacht auf, daß es frank und leidend sei. Was ihm eigentlich fehle, wußte natürlich niemand.

Am nächsten Morgen war großes Erstaunen unter den Schulkindern Ezenstochaus. Alle ließen zusammen, um das Halbwaise Mädchen zu sehen, das ein so schönes Krausköpfchen und so große, dunkle Augen hatte, die aber ganz merkwürdig steif und starr stets auf den gleichen Fleck blickten. Da es in ein weißes Spitzkleidchen gehüllt war und auch die sonstige Ausstattung an Wäsche und Kleidungsstücke neu und hübsch war, bekamen die Kinder großen Respekt vor dem neuen, sonderbaren Wesen und gaben ihm den englischen Ehrennamen Lady (Dame).

Wohin nun mit dem armen Kinde? Im Kinderheim konnte man es, da es mit seinem beständigen Weinen und Schreien das ganze Haus störte, nicht

lassen, also hinunter in's Krankenzimmer, wo Schwester Kajetana mit Liebe und Treue ihres Amtes waltete. Das ziemlich starke, wohlgenährte Kind trank gierig eine Flasche Milch nach der anderen aus, um jedoch das Genossene bald wieder zu erbrechen. Es war offenbar magenleidend. Und die starren, sonderbaren Augen? — Waren stöckblind! Und dieses seltsame Drehen und krampfhaftes Sichwinden des armen Wesens — war die Folge epileptischer Anfälle! — Also blind, frank, epileptisch und, wie wir später erst entdeckten, halbgelähmt! Und dieses arme, frroke, von Vater und Mutter verlassene Kind gehörte jetzt uns! —

Wenn nur das ewige Weinen und Schreien nicht gewesen wäre. So aber schloß das Kind Tag und Nacht kein Auge, weinte, daß es ganz in Tränen gebadet war, und schrie, daß es grün und blau im Gesichtchen wurde und kein Mensch in der Nähe schlafen konnte. Der Reihe nach versuchten mehrere Schwestern das Kind zum Schweigen zu bringen, umsonst. Nur Eines half manchmal, aber auch das nur auf kurze Zeit: die Beichwichtigungsmittel unserer Käffernmädchen. „Wir wissen es,“ sagten sie, „wie man so einen Schreihals zum Schweigen bringt; wir kennen das aus Erfahrung!“ Und damit band gerade unter den Wildesten und Ausgelassensten unter ihnen bald die eine, bald die andere das Kind auf den Rücken und hüpfte und rannte nun unter ohrenbetäubendem Geschrei mit demselben herum, knüpfte es dann los, warf es wie einen Ball ein Dutzendmal in die Höhe, fing es künstgerecht wieder auf, und fuhr mit dieser Manipulation fort, bis das Kind plötzlich ruhig wurde und endlich einschlief. Das war nun allerdings ein törichtlicher Erfolg, allein wer wollte so ein zartes, frisches Kind auf die Dauer in dieser Art behandeln lassen?

Mittlerweile hatten unsere Käffernweiber Näheres über die Familienverhältnisse des Kindes erfahren. Was uns da berichtet wurde, war jedoch höchst betrübender Art, und wir führen es nur an, damit unsere Leser einen gewissen Einblick bekommen in die traurigen Zustände, wie sie in einem halb heidnischen, halb protestantischen Lande zuweilen vorkommen. Die Mutter der kleinen Philippine — diesen Namen erhielt das Kind bei uns in der hl. Taufe — war, wie schon oben bemerkt, eine Halbwaise und galt in ihrer Umgebung als seltene Schönheit. Die Großmutter wollte sie um jeden Preis an einen reichen Käffern verheiraten, der ihr für das schöne Mädchen eine Menge Ochsen angeboten hatte. Das Mädchen aber wollte von dieser Verbindung nichts wissen, denn sie liebte bereits einen jungen, aber armen Engländer. Der Schwarze aber stellte ihr beständig nach, und bei einem Biergelage gelang es ihm, sie unter Mitwirkung der eigenen Mutter zu berauschen und zu deflorieren.

Als sich das bedrangte Mädchen ihres traurigen Zustandes bewußt ward, geriet sie in helle Verzweiflung. Sie glaubte eine solche Schande nicht ertragen zu können, eilte dem nahen Gehölze zu und erhängte sich. Hier traf sie — war es Zufall oder Fügung Gottes? — ihr Geliebter, der junge Engländer. Er nahm sie vom Baume ab, brachte sie zum Bewußtsein zurück und erfuhr nun von dem unglücklichen Mädchen Grund und Ursache der schrecklichen Tat. Er war nobel genug, ihr nicht nur alles zu verzeihen, sondern trug ihr auch jetzt noch, trotz allem und allem die Ehe an.

Als dann später das Kind zur Welt kam, mochte es die Mutter nicht, verweigerte ihm die nötige Pflege und überließ es einem wilden Käffernjungen zur Aufsicht. Dieser nun rannte mit dem Kind, so oft es zu weinen begann, wie toll herum, schaukelte es auf wilde, ausgelassene Art und gab ihm, wenn es noch nicht schweigen wollte, Schnaps zu trinken. Kein Wunder, daß dadurch der Magen des armen, ohnehin blinden und halbgelähmten Mädchens ganz verbrannt wurde und keine Nahrung mehr behalten konnte. Das Weiteres ist uns bekannt.

Ich will nun keineswegs versuchen, unsere geehrten Leser und Leserinnen mit der Aufzählung all dessen zu ermüden, was wir anderthalb Jahre hindurch — denn so lange lebte die kleine Philippine — mit dem armen Geschöpf zu erdulden hatten. Ich sage nur: man versuchte alles Erdenkliche, die Leiden des Kindes zu mildern. Zuerst hatte es, wie gesagt, Schwester *S a j e t a n a*, unsere Krankenwärterin, in Pflege, dann übernahm es Schwester *L u d o v i k a*, die ebenfalls in Behandlung der Kinder eine große Erfahrung hat. Später übernahm Schwester *O b e r i n* selbst die Pflege der Kleinen. Sie wollte ihr namentlich das Liegenbleiben angewöhnen, umsonst, das arme, blinde, an Krämpfen und epileptischen Zuckungen leidende Geschöpf wollte beständig getragen sein. Dabei schrie und weinte es ohne Ende. Man trug es zur hl. Taufe; weinend ward es ins Gotteshaus getragen und weinend brachte man es zurück. Wahrlich, hätte uns nicht der hl. Glaube stets neue Beweggründe wahrer, übernatürlicher Liebe eingehaucht, wir wären zuletzt alle zusammen erlegen und des durch nichts zu befriedigenden Kindes überdrüssig geworden. So aber gewannen wir das arme Wesen gerade seiner äußersten Hilflosigkeit wegen besonders lieb.

Nach einiger Zeit richtete man in der Nähe des Krankenhauses ein eigenes Kämmerchen für die kleine Philippine her, und *Aleopha*, ein braves Käffernweib, das auch Patenstelle an ihr vertreten hatte, nahm sich in hingebender und liebevollster Weise um sie an. Doch zur Ruhe und zum Schweigen konnte die arme Kranken auch jetzt noch nicht gebracht werden. Deshalb rief man, so ungern es auch an sich geschah, zeitweilig doch wieder die Käffernmädchen herbei. Da ging dann das befannete Hüpfen, Singen, Springen und Händeklatschen los; wie ein Ball flog das kleine Wesen in die Luft, ward aufgefangen, gerüttelt, geschüttelt und umhergetragen, bis es endlich und endlich doch auf eine kleine Weile einschlief.

So ging es volle 18 Monate lang fort. Dem äußern Anscheine nach gedieh das Kind ziemlich; es wurde immer schwerer und schwerer, brachte es aber niemals zum Sitzen, geschweige denn zum Stehen oder Gehen. Seine Händchen waren stets krampfhaft geschlossen und Arme und Füße steif und unbeweglich. Nicht ein einzigesmal sah ich es lächeln.

Endlich im 19. Monat sah man, daß der Tag der Erlösung für das arme Geschöpf nahe. Es magerte jetzt sichtlich ab und wurde immer schwächer und schwächer. Sein früher so lautes Weinen verwandelte sich in leises Stöhnen und Wimmern; auch blieb es jetzt ruhig in seinem Bettchen liegen. Doch es war ein trauriger Anblick: Das weisse Gesichtchen bekam einen völlig greisenhaften Ausdruck, und das bis auf Haut und Knochen abgemagerte Körperchen verzog und krümmte sich in schrecklicher Weise. Das Köpfchen war ganz nach hinten gebeugt, das Rückgrat gekrümmt

und die Füßchen eingezogen. Wie auf einem Rad ausgespannt, lag das kleine Wesen auf seinem Schmerzenslager. Es litt an Rückenmarkschwindsucht.

Am 23. Mai I. J. begann der Todeskampf und währtete beinahe 5 Stunden. Noch nie in meinem Leben habe ich ein kleines Kind so schwer sterben sehen. Längst perlte der kalte Todesschweiß auf der blassen Stirne, und noch immer stöhnte und wimmerte es. Endlich, endlich trat die letzte Träne in die großen, dunklen Augen, die nie eine liebende Mutter geschaut, Schaum und Blut drang aus dem schmerhaft verzogenen Munde, und nun hatte es ausgeliitten. —

Erst im Tode nahmen die vorher so herben, verzerrten Gesichtszüge etwas Ruhiges und Friedliches an; und als es aufgebahrt war, lag es da wie ein kleiner Engel und schien zum erstenmale zu lächeln. Auch waren nun alle seine Gliedmaßen weich und biegam wie Wachs. Wie schön und glücklich wird aber erst seine Seele im Himmel oben sein, wo der Herr jede Träne abtrocknet von unseren Wangen, wo es weder Leiden, noch Krankheit noch Tod gibt, und wo nun auch die blinde Philippine, die in so schrecklicher Weise die Sünden ihrer Eltern fühnen mußte, in unendlicher Glorie den Herrn schauen und genießen darf in Ewigkeit.

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J. Fortschritt.

„Die kath. Kirche sträubt sich gewaltig gegen den modernen Fortschritt. Sie fürchtet für ihre „ewigen“ Wahrheiten.“ Diese Meinung kann man nicht nur sehr oft lesen, sondern auch hören, selbst in gebildeten akatholischen Kreisen. Was antworten wir darauf? P. Brors in seinem ABC gibt folgende treffende Antwort:

Lesen Sie bitte, was Papst Leo XIII. 1899 an den Kardinal Gibbons in Newyork schrieb: „Selbstverständlich ist es nicht unsere Absicht, alle modernen Geisteserzeugnisse abzulehnen, vielmehr begrüßen wir alles mit Genugtuung, was durch Erforschung der Wahrheit und gute Bestrebungen zur Mehrung des Wissensschatzes und zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt erreicht wird.“

Schmeckt das nach „Rückschritt“ oder nach „Fortschritt?“ Nein, wir fürchten den Fortschritt auf keinem Gebiete. Wir Katholiken beteiligen uns gerne daran, würde uns nur nicht die Beteiligung durch große Imperiativ so außerordentlich erüthert. Der Fortschritt der modernen Wissenschaft leistet uns herrliche Dienste.

Die Philosophie sieht immer mehr ein, daß sie aufbauen muß auf den Grundprinzipien eines Aristoteles und Thomas v. Aquin. Dazu hat sie die Erkenntnis gebracht, daß die modernen Systeme von Fichte, Hegel, v. Hartmann, Schopenhauer, Nietzsche, auch eines Kant den Menschengeist nicht befriedigen und darum nur an den Rand des Pessimismus gebracht haben.

Die Geologie zeigt uns den wundervollen Bericht eines Moses über die Entstehung der Welt in stets klarerem Lichte. Die Geschichte beweist immer mehr den ungeheueren wohltätigen Einfluß der katholischen Kirche, insbesondere des Papsttums auf die Gesittung des Abendlandes und damit der Welt.

(Schluß folgt.)

St. Josephsgärtchen.

Die hl. Familie in Aegypten.

Ich sah die hl. Familie in Aegypten ankommen. Sie hatten Mangel an aller Nahrung, hatten weder Brot noch Wasser. Endlich kamen einige Hirten, um Vieh zu tränken; aber auch sie hätten nichts gegeben, wenn sie der hl. Joseph nicht darum gebeten hätte. Da schlossen sie den Brunnen auf und gaben ihm ein wenig Wasser.

Am anderen Tag setzte die hl. Familie ihren Weg durch eine öde, sandige Wildnis fort und da sie ganz ohne Wasser, schier verschmachtet an einem Sandhügel saßen und die hl. Jungfrau zu Gott flehte, sprudelte auf einmal ein reiner Wasserstrahl neben ihr her.

Heiden und Juden, dort an. Später wurde noch ein anderer großer Brunnen daselbst gegraben, aus welchem durch ein von Ochsen bewegtes Rad viel Wasser gehöpft und mit dem Quell Mariä vermischt wurde.

Als die hl. Familie in Heliopolis einzog, stürzten viele Götzenbilder zusammen. Anfangs wohnten sie unter einem niedrigen Säulengang. Joseph machte sich vor seinem Raum einen Vorbau aus leichter Holzarbeit; der Innenraum war durch Splintwände abgeteilt, die er auch sonst zu machen pflegte. Ich bemerkte zum erstenmal, daß sie hinter einem solchen Schirm versteckt auch ein kleines Altärchen an der Mauer hatten, wo sie beteten. Es brannte eine Lampe daselbst,



Fröhliche, segensreiche Weihnachten allen Wohltätern der Mission Mariannhill!

vor, und da Joseph einen kleinen Sandhügel wegstach, wurde ein schönes, klares Brümlein daraus. Er machte dem Wasser eine Rinne, es umfloß einen ziemlich großen Raum und verschwand wieder in der Gegend seines Ursprungs. Sie erquichten sich hier; Maria wusch das Jesukind, Josef tränkte den Esel und füllte den Wasserschlauch. Ich sah allerlei Tiere ganz freundlich um die hl. Familie und an dem überfließenden Wasser sich erquicken.

Der vom Wasser überflossene Raum bedeckte sich bald mit Grün und wuchsen nachher viele Balsamstauden dort. Als die hl. Familie sieben Jahre später aus Aegypten zurückkehrte, konnten sie sich schon an dem Balsam erquicken; auch siedelten sich viele Leute,

und das Altartischchen war rot gedeckt mit einer weißen, durchsichtigen Hülle darüber.

Ich sah den hl. Joseph zu Hause und öfters auch auswärts arbeiten. Er machte lange Stäbe mit runden Knöpfen und kleine, dreibeinige Schemel mit einem Griff, um sie anzusägen, auch eine Art Körbe. Dazu vervollständigte er viele Splintwände von Flechtwerk und sechs- oder achteckige Türmchen von langen, dünnen Brettern, oben spitz zugehend und in einem Knopf endend. Es war eine Öffnung daran, sodaß ein Mann darin sitzen konnte, wie in einem Wach- oder Schilderhäuschen. Maria aber machte für Fremde allerlei weibliche Arbeiten, wofür sie Brot und Lebensmittel erhielt. Das Jesukind lag, während sie erarbeitete,

in einer Art Wiegenschiffchen, das auf einem kleinen Gestell ruhte.

Nicht weit von seiner Wohnung baute der hl. Josef für die in der Nähe wohnenden Juden einen Betont. Der Raum hatte oben eine leichte Kuppel, die sie öffnen konnten, sodass sie dann unter freiem Himmel standen. In der Mitte stand ein Altar, auf dem Rollen lagen. Der Priester oder Lehrer war ein sehr alter, ehrwürdiger Mann. Die Männer standen auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite und waren nicht so getrennt, wie im hl. Lande.

Die hl. Familie wohnte über ein Jahr in On oder Heliopolis, hatte aber von den ägyptischen Leuten viel zu leiden, denn sie wurde von ihnen wegen der umgestürzten Gözenbilder gehaft und verfolgt. Auch hatte der hl. Joseph hier Mangel an Zimmerarbeit, da die Leute sehr fest bauten. Kurz bevor sie Heliopolis verließen und nach Matarea zogen, erfuhr die hl. Jungfrau durch einen Engel den bethlehemitischen Kindermord. Maria und Joseph waren sehr betrübt, und das Jesukind, das schon gehen konnte, und anderthalb Jahre alt war, weinte den ganzen Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Der hl. Joseph, Patron des guten Todes.

Nach allgemeinem Glauben ist der hl. Joseph, da er bei der Hochzeit von Kana nicht erwähnt wird, schon vorher in den Armen von Jesus und Maria eines unvergleichlich schönen Todes entschlafen, weshalb er besonders als Schutzpatron der Sterbenden angerufen wird. Auch ist die Zuflucht zum Nährvater Jesu Christi in der Sterbestunde der Gegenstand vieler geistiger Lieder geworden. Es singt die katholische Jugend in der Kirche: „Wenn ich, liebster Joseph, endlich mich zum Sterben müßt bequemen, so wollest Du beim Richter meiner als Patron Dich annehmen!“ — „Mit Jesus und Maria steh' mir bei im Tod, mir Trost und Hilfe beweise, alsdann habe ich vor dem Feinde gar keine Furcht, und reise sicher von dannen!“ Gelehrte und Heilige Gottes preisen Joseph als den Beschützer in jeder Not. Der gelehrte Gerson sagt: „Es ist gar nicht zu verwundern, wenn Christus gewollt hat, daß alle Geschöpfe dem hl. Joseph untätig sein sollten, indem er ihm selbst auch untätig und gehorsam war.“ Wir dürfen aus diesen Worten schließen, daß in der Stunde des Todes die Macht des Teufels vor der Macht des hl. Joseph weichen müßt. Der hl. Thomas von Aquin schreibt: „Dem hl. Joseph ist es von Gott übertragen worden, in aller Not helfen zu können.“ Nun, wann ist die Not am größten, wenn nicht in der Sterbestunde? — Vorstehendes zu bekräftigen, erzählen wir folgende Begebenheit:

„Joseph Carvalho, ein höchst talentvoller junger Mann, war nach in Frankreich vollendeten Studien in seine Heimat nach Brasilien zurückgekehrt, als ihn daselbst die Schwindsucht ergriff, so daß er längere Zeit schwer krank in der Wohnung seines Vormundes darniederlag. Bereits nahten die Anzeichen eines baldigen Todes; aber sein Vormund, ein erbitterter Freimaurer, läßt keinen Priester rufen. Carvalho bittet inständig, man möge ihm doch einen katholischen Priester kommen lassen; sein Vormund aber sagt: „Um keinen Preis lasse ich einen katholischen Priester zu Dir. Du kannst wohl auch ohne Sakramente sterben.“ Was war da zu tun? Es blieb dem jungen Mann nichts übrig, als zu seinem Namenspatron, dem hl. Joseph,

seine Zuflucht zu nehmen. Während so der Todkranke unter inständigem Gebete, zwischen Furcht und Hoffnung, seinem Ende entgegen sah, siehe! da kam eines Tages ein Kaufmann in das Haus seines unbarmherzigen Vormundes. Der angebliche Kaufmann verlangt mit dem Kranken sprechen zu dürfen. Er wird in das Krankenzimmer geführt, und nach kurzer Unterredung entdeckt er sich als katholischer Priester und Ordensmann. „Ich habe,“ sprach der Priester, „von Deiner Not gehört und daß Du so sehnfütig einen katholischen Priester verlangtest. Ich bin hier, um Deine Beichte zu hören.“ Der Kranke beichtet, und der Priester verspricht ihm hierauf, nach zwei Tagen wieder zu kommen, um die hl. Wegzehrung zu bringen. Am zweiten Tage fand ihn der Priester leider als Leiche. Der Jüngling hatte aber gewiß geistiger Weise die hl. Wegzehrung genossen und war eines glückseligen Todes gestorben, er konnte in der Ewigkeit dem hl. Joseph seinen innigsten Dank aussprechen.“

Ein Gnadenkind.

(Fortsetzung.)

Vom Mutterschoße an ist jeder Mensch ohne Ausnahme von einem Engel begleitet, welcher als das Werkzeug der göttlichen Vorsehung alles an ihm bewirkt und vermittelt, was ihm nach dem ewigen Ratsschlüsse Gottes an Gnaden und Erleuchtungen zugemessen ist, damit er zur ewigen Seligkeit gelange. Deshalb ist jede Seele von Gott dem Einwirken des Engels geöffnet und von Natur aus befähigt, Vorstellungen und Antriebe von ihm zu empfangen, welche durch ihr eigenes freies Mitwirken zur verdienstlichen Tat werden sollen.

Diese Empfänglichkeit wird um so größer, je reiner die Seele und ihr Gnadenstand ist. Ein Engel war es auch, der durch geheimnisvolle Bilder und innere Anschauungen Anna Katharina über den katholischen Glauben belehrte und sie eine unvergleichlich höhere Klärheit und ein tieferes Verständnis daraus gewinnen ließ, als der gewöhnliche Unterricht und eigenes Nachdenken zu gewähren pflegten. Mit dieser Erleuchtung des Glaubens hatte er die Übung der göttlichen Liebe verbunden, in welcher er A. Kath. schnell zu solcher Stärke und Reinheit brachte, daß sie ihr Herz ununterbrochen in der Vereinigung mit Gott halten konnte, sodass sie in allem Gott suchte und alles auf Gott bezog. Sie selbst gab ihren Verstand dem Engel, daß er ihn erleuchte, ihren Willen, daß er ihn regiere und ihr Herz, daß er ihr helfe, es durch Buße und Selbstverleugnung frei von allem Irdischen und rein für Gott allein zu erhalten.

Sie berichtete hierüber: „Der Engel gibt mir alle Weisung. Ich scheue mich, ihn viel zu fragen; es hindert mich das selige Genügen, wenn ich bei ihm bin. Er ist in seinen Worten auch immer so kurz. — Wenn ich für andere bete, und er ist nicht bei mir, so rufe ich nach ihm, daß er zum Engel der anderen gehe. Oft auch sage ich ihm, wenn er bei mir ist, nun will ich bleiben, gehe du da und da hin und tröste! Und ich sehe ihn hinwandern.“

Auch der Verkehr mit den armen Seelen war durch den Engel vermittelt, der sie in die Räume des Fegefeuers zu geleiten pflegte, damit sie mit den Früchten ihrer schuldlohen Buße die Hilflosen erquicke. Sie sagt:

„Ich war mit meinem Führer bei den armen Seelen im Fegefeuer, sah deren großen Hammer und wie sie sich selber gar nicht helfen können. Ach, ihre Not ist unaussprechlich! Wie ich dies Elend so recht

jah, wurde ich durch einen Berg von meinem Führer getrennt und war ganz sehnüchsig und hungernd nach ihm, sodaß ich fast verjähmachtete. Ich sah durch den Berg, konnte aber nicht zu ihm, und er sagte mir: Sieh', dein Verlangen, das du fühlst, das fühlen die armen Seelen immer nach Hilfe."

So lange Anna Katharina nicht der geistlichen Führung durch die Priester der Kirche teilhaftig wurde, war der Engel ihr einziger Führer, nach dessen Weisung ihr Leben geregelt wurde. Als sie aber begann, die hl. Sakramente zu empfangen und sich damit unter den Ausspruch eines Beichtvaters zu stellen, trug sie die gegen den Engel gewohnte Ehrfurcht und Unterwerfung auch auf ihr Verhalten gegen den Priester über; und sie war hierin um so jürgfältiger und ängstlicher, als sie bemerkte, wie selbst der Engel seine Führung der des Priesters unterordnete. Der Engel war es, der den Ruf des Beichtvaters oder der kirchlichen Obern an Anna Katharina brachte, wenn sie der Außenwelt gänzlich verschlossen in andere Gebiete geistig entrückt war.

„Bin ich“, bekannte sie einmal, „in ein Gesicht geführt oder mitten in einer mir übertragenen geistigen Arbeit, da werde ich oft plötzlich wie durch eine ferne, ehrwürdige und heilige Gewalt un widerstehlich in die finstere Welt zurückgerufen. Ich höre das Wort „Gehorsam“; das klingt dann wohl schmerzlich, aber der Gehorsam ist doch das Leben und die Wurzel,

aus der der ganze Baum des Schauens gewachsen ist, und keine Aufgabe, kein Beruf, keine Gabe und keine Auszeichnung darf sich dem Urteil der kirchlichen Obern entziehen.

(Dortf. folgt.)



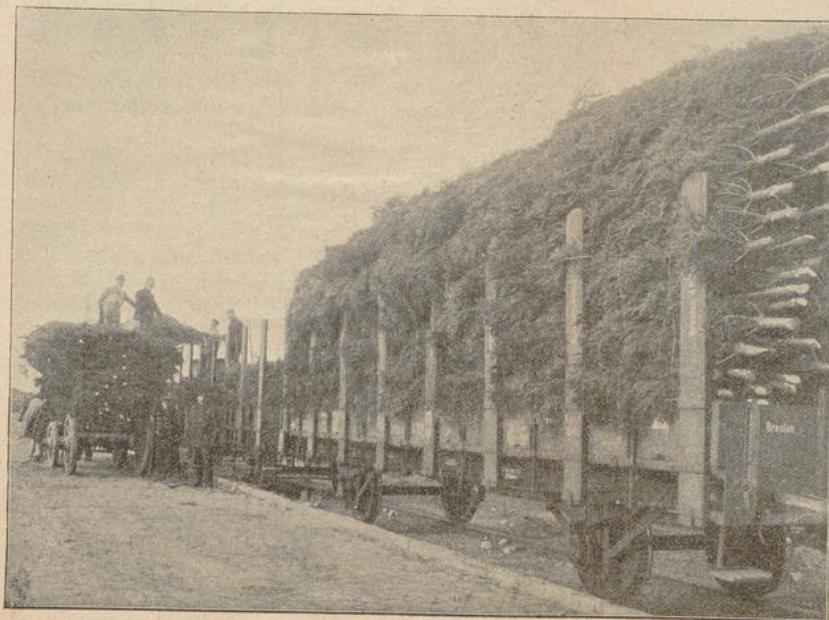
Vom Walb zum Weihnachtstisch: Weihnachtsbäume im Schnee. Cop. Gebr. Haackel.

Eine Weihnachtsfeier im Dom zu Speyer vor 762 Jahren.

Es war im Jahre 1146 nahe der Vigil des hochheiligen Weihnachtstages in der stolzen Kaiserstadt Speyer am Rhein. Kaiser Konrad III. hatte für die folgenden Tage einen jener glänzenden Reichstage angeordnet, wie sie nur das Mittelalter kennt. Die ganze Stadt prangte bereits im Festeschnucke und großartige Vorbereitungen waren getroffen. Aus dem Speyerberg und noch aus ferneren Landen her war eine zahllose Menge herbeigeströmt. Galt es ja doch, ein großes, seltenes Fest zu feiern und viel zu jehen.

Schon war der Kaiser mit den Fürsten des Reiches in feierlichem Zuge in die Stadt geleitet worden. Man wartete nur auf einen anderen hohen Guest, den hl. Bernhard, der damals gerade am Rhein im Auftrage des Papstes mit wunderbarem Erfolge den Kreuzzug predigte und dem Kaiser sein Erscheinen auf diesem Reichstag zugesagt hatte. Das Volk hatte es gehört, daß der Heilige auf Schritt und Tritt Wunder wirke, darum waren noch mehr erschienen, als sonst ein Reichstag Gäste und Zuschauer sah.

Der Heilige wurde zu Schiff



Vom Walb zum Weihnachtstisch: Entladen der Eisenbahnwaggons. Cop. Gebr. Haackel.

erwartet, denn von Straßburg war er auf einem Schifflein abgereist. Freude und Begeisterung ergriff die harrende Menge, da es hieß, das Schifflein sei nicht mehr fern, und nicht endenwollende Jubelrufe fluteten durch das Menschengewoge, als das Schifflein des Heiligen vor aller Augen auftauchte. Den Rhein hinauf und hinab erscholl das Rufen. Die Männer schwenkten mit ihren Hüten, die Frauen mit bunten Tüchern. Lauter und lauter wurde der Jubellärm, je näher das Schifflein kam, und hell loderten auf die Flammen der Begeisterung, als das Volk das schlichte, weiße Zisterzienserkleid erblickte, und aller Augen waren unverwandt auf die hagere Gestalt des großen Heiligen gerichtet.

Das Schifflein landete und der heilige Mönch stieg ans Land. In lautloser Stille wichen sich nun die Tausende auf die Knie und empfingen andächtig den Segen des heiligen Abtes, der als Gefandter des Papstes bei ihnen einzog. Gefaßt, betend und mit den lieblichen Bügeln eines Heiligen schreitet Bernhard durch die Reihen des Volkes, nach allen Seiten den Segen spendend. Feierlich empfangen und begrüßt von dem Bischof und seiner Geistlichkeit, zieht er nun in prächtiger Prozession in die Stadt. Von den Türmen herab jubeln die Glocken und in lieblichen Akorden mischen sich ihre Töne in das Beten und Singen der Volkscharen. So windet sich der herrliche Zug durch das weiße Tor und die Herdgasse in die Hauptstraße der Stadt dem nahen Dome zu. Drobten am Portal des majestätischen Münsters steht der Kaiser, umgeben von den geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches, seinen und des Reiches hohen Gast willkommen zu heißen und zu empfangen, wie es einem päpstlichen Gefandten geziemt. Nach herzlichem Empfang schreitet nun der demütige Heilige an der Seite des Kaisers, gefolgt von den Fürsten, hinein in die weiten Hallen des Gotteshauses. Papsttum, vertreten durch den Gefandten, den hl. Bernhard, und Kaisertum, die beiden großen Autoritäten auf Erden, sind einträchtig beisammen.

Der Zug bewegt sich von der großen Pforte des Domes bis zum Chor unter dem kräftigen und freudigen Gefange der Hymne an die Himmelskönigin: „Salve Regina.“ Bernhard, der innige Verehrer und begeisterter Lobredner Mariens, gerät in Verzückung ob dieses Gefanges. Seine Seele scheint dieser Erde entzückt zu sein. Wie leblos wandelt er an der Seite des Kaisers. Seine Seele weilt droben unter den Engeln und Heiligen, die der jungfräulichen Gottesmutter unermüdlich ihr Lob singen. In langen, majestätischen Tönen schließt der Gesang: „Und nach diesem Elende zeige uns Jesus, die gebenedete Frucht deines Leibes“. Da kniet der Heilige zur Erde nieder, er breitet seine Arme aus, und sein Auge leuchtet in wunderbarem Glanze. Von heiliger Begeisterung hingerissen, öffnet er seinen honigfließenden Mund zum Gesange, und durch den hehren Liebfrauendorum hin tönt melodisch sein süßes Wort: „O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria!“ Das dringt durch alle Herzen und majestätisch rauscht der Chor der Tausende: „O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria.“

Seit mehr als 100 Jahren sang schon die Christenheit das „Salve Regina“, das einst ein frommer Mönch des Klosters Reichenau zum erstenmale gesungen, und man schloß mit den Worten: „Und nach diesem Elende zeige uns Jesus, die gebenedete Frucht deines Leibes.“ Aber von diesem Augenblicke an, da der hl. Bernhard

dem Gesange ergänzend die Worte hinzugefügt hatte: „O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria“, wurden sie von der ganzen Christenheit freudig in den Hymnus aufgenommen, und am Schluß desselben werden sie noch heute gesungen oder gebetet.

In Speyer aber grub man diese Worte in Messingplatten und senkte sie in den Boden des Domes ein. Auf der ersten stand in lateinischer Sprache „o gütige“, auf der zweiten „o milde“, auf der dritten „o süße“ und auf der vierten „Jungfrau Maria.“ Die Platten lagen im mittleren Gange des Hauptchiffes, die erste am großen Portal und die letzte an der Treppe, die zum Königschor hinaufführt, zu den Füßen des hochberühmten und vielverehrten Muttergottesbildes. Doch damit hatte man nicht genug, sondern man kam auch noch überein, das süße Marienlied in feierlichem Tone jeden Tag im Jahre in diesem Dome zu singen, damit alle Geschlechter es erfülhren, daß in ihm zuerst unter allen Kirchen diese Worte erklingen sind.

Viele herrliche Frescomalerei verherrlichen diesen Aufenthalt des Heiligen in Speyer. Sie stellen den Einzug dar, den Augenblick, wo der Heilige diese Worte ausruft, die Segnung der Kreuzigungsfahne am dritten Weihnachtstage und den Abschied des Heiligen vom Rheine mit einem Wunder an dem alten Rheintore. Die Worte selber aber prangen in erhabenen Buchstaben am Chorbogen und die ehemaligen Platten sind heute ersetzt durch Plattenrosetten im Mittelgang des Domes.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Schluß.)

19. Kapitel. Tschakas Tod.

Nun wußte ich, daß Tschaka meinen Tod beschlossen hatte. Sein Eid schützte mich nicht mehr. Vorher, das heißt, bis ich ihm geholfen, die Prinzen aus dem Weg zu schaffen, ließ er mich noch leben, dann aber war es um mich geschehen. Das alles sah ich kommen; doch ich fürchtete mich nicht, denn ich wußte, Tschakas Stunde sei gekommen.

Eine Weile saß ich sinnend in meiner Hütte, dann, als alles schief, begab ich mich auf mancherlei Seitenpfaden, mehr kriechend als gehend, zur Hütte des Prinzen Dingaan, der mich ohnehin in dieser Nacht erwartete. Als ich eintrat, bemerkte ich an seiner Seite auch Umschlangana, seinen Bruder, was mir nur lieb sein konnte.

„Seid mir gegrüßt, ihr königlichen Prinzen!“, sprach ich. „Morgen seid ihr Kinder des Todes, weilt drüben bei den Geistern eurer Väter!“

Bei diesen Worten zitterten beide vor Furcht. Prinz Dingaan fuhr mich endlich an: „Was sollen diese unheilvollen Worte bedeuten und weshalb zeigst du mit deiner weißen, verhexten Hand so unheimlich gegen unsre Brust?“

„Söhne des Senzangaona, habe ich euch nicht schon früher gesagt, entweder müßt ihr den Streich führen, oder ihr werdet erschlagen. Doch jetzt ist es wohl schon zu spät. Hört, Tschaka hatte einen Traum, und nun hat er die Hand zum Streich erhoben, euer Todesurteil ist bereits gefällt. Doch höret zuerst des Königs Traum: Es träumte ihm, er liege tot an der Erde, und einer von euch Prinzen trage die Kgl. Decke.“

„Wer trug die königliche Decke?“ fragte Dingaan, und beide Brüder hingen gierig an meinem Munde.

„In dem Traum, den der König hatte, trug Umschlangana die Decke, doch sie war voll Blut.“

Da verfinsterte sich Dingaans Gesicht, das des Umschlangana aber leuchtete wie die Morgensonne. Ich fuhr fort: „Es träumte ferner dem Tschaka, einer von euch beiden trage den Königlichen Speer.“

im Lande sein und das Oberkommando über die ganze Armee führen.

Nun flüsterte ich ihnen Folgendes zu: „Drüben über'm Fluß steht nicht bloß ein Regiment, es sind



Vom Wald zum Weihnachtstisch: Abladen von Christbäumen auf einem Verkaufsplatz in der Großstadt. Phot. S. Reiser.

„Wer trug den Königlichen Speer?“ fragte hastig Umschlangana.

„In dem Traum, den der König hatte, trug Dingaan den Speer; doch es tränkelte Blut von ihm.“

Nun wurde Umschlangana traurig, die Augen Dingaaans aber leuchteten auf wie zwei Sterne. Denn beide Brüder hütten einander; nur die Not hatte sie jetzt zusammengeführt. Ich fuhr fort: „Noch etwas hat Tschaka geträumt. Ich, Mopo, sei auch dazu gekommen und habe den Königlichen Gruß geboten.“

„Wem entbotest du das „Bayate“, den Königlichen Gruß?“

„In Tschakas Traum gab ich euch beiden diesen Gruß, ihr Fürsten des Zuluvolkes.“

Da sammelten die beiden hin und her, und ihr Herz schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. Ich aber gab ihnen folgendes zu bedenken: „Vergeht nicht, ihr Söhne des Senzangaona, daß euer Tod eine beschlossene Sache ist. Drüben, über'm Fluß, steht das Regiment der Schlächter; der König hat schon eine Botschaft zu Ihnen geschickt, und wenn sie morgen hier sind, dann — gute Nacht!“

„Können wir dem nicht zuvorkommen? Brechen wir auf und fallen wir sofort über Tschaka her!“

„Das geht nicht; der König hat seine Schutzwache!“

„Hast du keinen Plan, Mopo? Gewiß, du hast einen; komm, hilf uns!“

„Allerdings habe ich einen Plan, meine sehr geehrten Prinzen, doch sagt mir, was wollt ihr mir geben, wenn ich euch vom Tode errette, Tschaka aus dem Weg schaffe und euch zur Königlichen Würde verhelfe?“

Da boten sie mir dies und das, der eine mehr als der andere. Ich aber winkte stets verneinend, bis sie mir endlich bei den Gebeinen Senzangaonas, ihres Vaters, schworen, ich sollte nach ihnen der Erste

deren zwei. Das eine führt den Beinamen „Schlächter“; dies ist dem König treu, denn er gab ihm Vieh und Weiber im Überfluss. Das zweite Regiment heißt die „Bienen“. Sie sind hungrig und hängen dem Prinzen Umschlangana an, der auch das Kommando über sie hat. Mein Rat ist nun der: im Namen Umschlanganas die „Bienen“ zu rufen, nicht die



Vom Wald zum Weihnachtstisch: Der Christbaum bekommt ein Kreuz.

„Schlächter“, und das Weitere wird sich dann schon finden.“

Sie stimmt mir beide aus vollstem Herzen zu; ich gab ihnen noch einige Wünche und Ratschläge für den nächsten Tag, verließ die Hütte und eilte im Dunkel der Nacht schleunigst meiner Hütte zu.



Vom Wald zum Weihnachtstisch: Der Christbaum auf den Lagunen von Venedig.
phot. Berliner Illustrat.-Ges.

Etwa zwei Stunden vor Mittag verließ Tschaka am kommenden Morgen seine Hütte und begab sich nach einem kleinen, mit leichtem Buschwerk umgebenen Kraal, um dort kleine Rechtshändel zu schlichten. Ich folgte ihm dabei in kurzer Entfernung. Plötzlich wandte sich der König halb um, blinzelte mir mit den Augen listig zu und fragte halblaut: „Ist alles bereit, Mopo?“ „Alles in Ordnung, schwarzer Fürst“, entgegnete ich. „Bis Mittag werden die Schlächter hier sein.“ „Wo sind die Prinzen?“

„In ihrer Hütte, beim Bier und ihren Weibern.“

„Das letztemal!“ lachte Tschaka grimmig.

„Das letztemal, mein Herr und König!“

Wir kamen zum genannten Kraal. Tschaka ließ sich im Freien auf einer gegerbten Ochsenhaut nieder. Neben ihm stand Inquazonca, der Bruder von Tschakas Mutter, ein schon hochbetagter Mann, und der Chief Umxanama, ein Freund des Königs.

Da kamen Männer mit Kranichfedern herein. Tschaka hatte sie vor mehreren Wochen ausgesandt, solche Federn zu sammeln. Er war ungehalten über sie, denn sie waren länger ausgewejen, als er erwartet hatte. Ihr Anführer war ein großer, starker Mann; er hatte in seiner Jugendzeit mit Tschaka ruhmvoll in mancher Schlacht gefochten und dabei seine rechte Hand verloren.

Auf des Königs Frage, weshalb er so lange ausgeblickiger sei, entgegnete er: „Die Vögel waren vom bezeichneten Platz, der an 30 Tagereisen von hier entfernt liegt, fortgeflogen, und wir mußten lange warten, bis sie zurückkehrten.“

„Ungehorsamer Hund“, schrie ihn Tschata an, „du hättest ihnen folgen sollen und wären sie selbst durch die Sonne geflossen! — Schafft mir den Menschen aus den Augen, ihn und seine ganze Begleitung!“

Das Urteil war so hart und ungerecht, daß wir alle Fürbitte für den Mann einlegten. Letzterer selbst grüßte den König, nannte ihn Vater und bat vor

seinem Tode noch eine zweifache Bitte vorbringen zu dürfen.

„Sprich“, erwiderte Tschaka mit eisiger Kälte.

„Mein Vater“, begann jener, „in manch' heizem Kampfe haben wir Schulter an Schulter neben einander gestanden. Nie habe ich einem Feinde den Rücken gefehrt. Schon hatte einst ein riesengroßer Mensch den Arm erhoben, um dir mit einer Art den Kopf zu spalten, da hielt ich meinen schutzlosen Arm vor und ließ mir die rechte Hand abhauen, um dich, meinen Herrn und König, zu retten. Doch, ich weiß, das war bloß meine Pflicht und Schuldigkeit, und fällt hier gar nicht in die Wagtschale. Ich bitte jetzt bloß um eines: nimmt die Decke weg, mein Vater, damit ich nochmals jenen schaue, den ich mehr liebte, als alle übrigen Menschen.“

„Du bist weisschwertig in dein' Rde“, sprach Tschaka, „doch ich will dir deine Bitte gewähren“; dabei zog er die Decke weg, die um seine breiten Schultern hing, und zeigte jenem seine große, herrliche Brust.

„Mein zweiter Wunsch ist der“, fuhr der Verurteilte fort, „ich habe zu Hause einen Enabn, er ist noch klein und reicht mir kaum etwas über die Knie. Ich möchte ihn nochmals sehen und Abschied von ihm nehmen, bevor ich sterbe.“

„Auch da kann geholfen werden“, sprach der König. „Mir bringe den Jungen her, du sagst ihm Lebewohl und stohest ihm dann eigenhändig den Assegai ins Herz, bevor du ihn selber küssen darfst. Das muß eine kostliche Augenweide für uns sein!“

Da wurde der Aermste grau vor Furcht und be-



Vom Wald zum Weihnachtstisch: Frohe Heimkehr vom Tannenmarkt. phot. S. Kester.

gann zu zittern. Zuletzt aber sprach er gelassen: „Des Königs Wille ist auch der Wille seines Knechtes; man möge den Knaben holen!“

Bei diesen Worten stürzten ein paar große Tränen aus Tschakas Augen. Das Ganze war bloß eine Prüfung gewesen. „Geh' ruhig von dannen“, sprach er zu dem Mann, „es soll dir nichts geschehen, weder dir, noch einem aus deiner Begleitung!“

Laut die Gnade des Königs preisend, verließen jene den Hof; ich aber wunderte mich über alle Maßen, denn es war das erstmal in meinem Leben, daß ich Tschaka einem Verurteilten hatte Gnade erweisen sehen. Es war das erste- und letztemal; denn seine Stunde hatte nun geschlagen. —

Es wurde ein zweiter Mann zur Audienz gemeldet, und gleich darauf sah ich Majilo hereinkommen. Ach, der früher so fette, wohlbeleibte Mann war so abgemagert, daß ich ihn kaum mehr kannte. Er war nun dürr wie ein Baumstekken und sein Rücken wies viele Striemen auf; er mußte unlängst eine gehörige Tracht Prügel bekommen haben.

Tschaka lachte laut auf, als er ihn sah, und fragte nach seinem Begehrten.

„Ich bin Majilo“, entgegnete jener, „es ist heute der dreihigste Tag, daß ich das erstmal hier war. Du befaßt mir, zurückzukehren und eine Botschaft auszurichten an Bulasio, den Schlächter. Ach, es ist mir dabei gar übel ergangen. Als ich in die Nähe seines Kraals kam, ergriessen mich die Knechte Zinitas, die früher mein Weib werden sollten, und schlugen mich halb tot. Zinita aber stand lachend dabei und zählte die Streiche.“ —

„Richt übel“, meinte der König, „und Bulasio, der dumme Junge, was sagte denn der?“

Seine Antwort war diese: „Bulasio, der Schlächter, der im Schatten des Geisterberges seinen Wohnsitz hat, läßt dem andern Schlächter, der sein Unwesen im Duguza-Kraal treibt, sagen: Ich zahl dir keinen Tribut; und wenn du die Blitz-Axt willst, so komm' hieher und hole sie. Aber das verspreche ich dir: du sollst dabei ein Angesicht sehen, das du kennst, und sollst einen Mann an mir finden, der Blutrache zu nehmen weiß, für den grausamen Mord seiner Angehörigen!“ —

Während Majilo dies sprach, ward hinter mir der Schaft eines Assegai durch den Zaun gesteckt. Es war das Zeichen, daß die beiden Prinzen parat seien und daß die „Bienen“ schon rings um den Königskraal zu schwärmen begannen.

Tschaka aber, der, seit er König war, noch nie ein solches Wort gehört hatte, sprang wütend auf. Seine Augen schossen Blitze, sein Mund schnappte nach Luft, er fand anfangs gar keine Worte, seinem maßlosen Grimm gebührenden Ausdruck zu geben, endlich schrie er ihn an:

„Du elender Hund! Wie, solches Gift wagst du mir ins Gesicht zu spucken? Umaxama, mein treuer Diener, komm', schlag' dieses abscheuliche Stinktier tot! Schnell, schnell!“

Doch Umaxama war schon alt und steif. Majilo kam ihm zuvor, entriss ihm den Assegai und stieß ihm denselben in die eigene Brust. — Jetzt fiel Inguzazona, der Bruder Unandis, über Majilo her und streckte ihn nieder, erhielt aber dabei selbst eine klaffende Wunde.

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“ schrie ich, „man ermordet den König!“

Im nächsten Augenblick wischte die Hecke auseinander, und die beiden Prinzen Diagaan und Umschlangana stürzten wie zwei wütende Stiere herein. Sie stießen sofort über den König her. Umschlangana verwundete ihn an der linken Schulter und Diagaan an der rechten Seite. Tschaka ließ seinen kurzen Assegai mit dem roten, hölzernen Schaft fallen und blickte so drohend um sich, daß die beiden Brüder scheu zurückwichen; dann sprach er zu ihnen:

„Wie? Ihr wollt mich umbringen, ihr, meine Brüder? Zwei Hunde, die ich in meinem eigenen Kraal gefüttert und aufgezogen habe? Ihr wollt die Königswürde an euch reißen, doch es wird euch wenig nützen. Mein Auge schaut in die Ferne und mein



Vom Wald zum Weihnachtstisch: Der fertiggeschmückte Baum vor der Bescherung.

Ohr hört schon das Gestampfe nahender Füße, weißer Mann wird kommen; er wird herrschen, und ihr werdet seine Sklaven sein.

So sprach Tschaka, während ihm das Blut beiden Wunden floß. „Macht ein Ende, mai Ende!“ schrie ich die Prinzen an; doch sie waren Schrecken wie gelähmt. Das Blut in ihren Körpern zerrann in Wasser und keiner rührte sich von der Stelle.

Da hob ich selbst, Mopo, den königlichen Assegai vom Boden auf, denselben, mit dem einst Tschaka seine Mutter Unandi und meinen Sohn Musa ermordet hatte, und ging auf den König los.

„Weshalb willst du mich töten, Mopo?“, fragte er mich.

„Wegen Valeka, meiner Schwester, der ich dies eidlich versprochen habe“, schrie ich ihn an und rannte

ihm dabei den Assagai in die Brust. — Da sank er sterbend auf die Ochsenhaut nieder. „O, hätte ich doch auf Nobela gehört, die mich vor dir warnte, du treu-



Vom Wald zum Weihnachtstisch: Unter dem strahlenden Tannenbaum.

loser Hund“, sprach der König. Es war sein letztes Wort.

Ich aber kniete mich neben ihn, hielt ihm meine weiße, vom Feuer verunstaltete Hand vor's brechende Auge und schrie ihm die Namen all' meiner Leuren ins Ohr: den Namen Ma feda mās, meines Vaters, der in der Donga des Titigana begraben lag mit all' seinem Volk, den Namen meiner Mutter, die Tschaka schon als Knabe erschlagen hatte, den Namen An-

dīs, meines Weibes, und den Mūsās, meines Sohnes, und die Namen meiner übrigen Weiber und Kinder, namentlich aber den Namen Valekās, meiner Schwester.

Geraume Zeit waren seine Augen offen; ich wußte, er sah und verstand mich. Endlich wandte er sich stöhnend um, stieß einen lauten Schrei aus und verschied. So starb Tschaka, der größte und zugleich der grausamste Mann, der je im Sululand gelebt hat. Ströme von Blut hat er vergossen, und im eigenen Blut ist er gestorben. —

Was nun? Die beiden Prinzen waren außer sich vor Schreten. Ich zeigte auf Ingauzonca, den Bruder Ulandis, den einzigen noch lebenden Zeugen der Schreckensstat. „Die Krieger stehen vor den Toren“, rief ich den Prinzen zu, „schlagt diesen Mann da nieder! Schnell!“ — Im nächsten Augenblick rannte ihm Diagaan seinen Assagai in den Leib. — „Gut, auch der wird für immer schweigen, und nun überläßt alles mir!“ —

Schon ging im Königskraal das Gerücht von einem schrecklichen Mord. Die Weiber und Mädchen hatten drohende Rufe gehört und Assagais Blitzen sehen. Ihr Geheul lockte die „Bienen“ herbei. Ich wußte nicht, wie sie die Tat aufnehmen würden. Wohl hatte Umschlangana das Kommando über sie, allein Tschaka war beim Heere doch beliebt. Niemand kam ihm im Kampfe gleich, und wenn er gab, tat er's mit vollen Händen. Vor allem durfte niemand wissen, daß ich selbst mit Hilfe der Prinzen den König erschlagen hatte. Laut Zammerrufe ausstoßend, eilte ich, den von Blut triessenden Assagai in den Händen, auf die Hauptleute zu und rief:

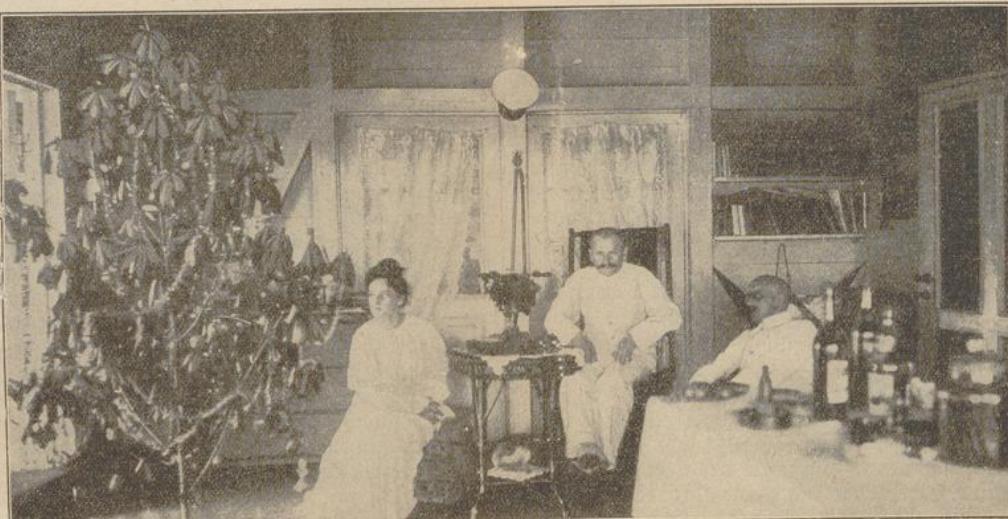
„Stimmt die Totenlage an, meine Krieger und ihr Hauptleute alle! Weinet und rufet laut, denn euer Vater ist nicht mehr! Der König ist tot, grausam ermordet von einem frechen Ausländer!“ —

Da kamen sie herein in den Hof, sahen staunend den König nebst drei anderen tot am Boden liegen und die beiden Prinzen Dingaan und Umschlangana bei ihnen stehen. Ich aber zeigte auf die Leiche Majilos und sprach:

„Seht, dieser elende Hund da, dieser Ausländer, ist der Mörder eures Königs! Er war zum Tode

Tschaka
solche
sie, dem
hatte.
er hatte
mancher
verlore,
At
geblieben
bezeugt
fern
bte

h
t



Vom Wald zum Weihnachtstisch: Christfest in Kamerun. Nach einer Original-Aufnahme.

verurteilt, da entriß er Tschaka den Ussagai und stieß ihn nieder, das Gleiche tat er dem Umzamama und dem Inguazonca. Das alles ging schnell wie der Blitz; keiner von uns dreien konnte es hindern. Wohl haben wir nach der Tat Masilo, den Berrichten, sofort erschlagen, doch das macht unsern guten König nicht lebendig." —

Nun hub eine Trauerklage an im großen Königsraal zu Duguza, wie sie noch nie gehört worden war im Zululand. Selbst die Krieger weinten bitterlich, und die Frauen und Jungfrauen schlügen sich auf die Brust und rauften sich die Haare aus; denn der große Tschaka war tot, und sie glaubten, Himmel und Erde würde nur zu Grunde gehen. —

Sch habe meiner Erzählung nicht mehr viel hinzufügen. Nach wenigen Monaten war Dingaan allein König im Zululand, denn Umschlangana,

ältesten der Stadt Groß-Anlo (im englischen Togo-gebiet) vorzutragen. Zunächst sucht der Kläger den Ältesten auf, bringt seine Klage vor und trinkt mit dem Richtercollegium — auf Kosten des Angeklagten — Branntwein. Die Richter senden nun einen Boten an den Verklagten; der Gerichtsdienner trägt als Beigabe ein Schwanz mit sich. Weigert sich der Angeklagte, der Befehl folge zu leisten, so entsenden die Richter eine Anzahl Leute in den Ort des „Hartnäckigen“, die nächtlicherweise den Viehraal dort plündern, mit dem Erfolge, daß nunmehr die Bevölkerung sich an den Angeklagten halten und ihn schließlich zwingen, sich den Richtern in Anlo zu stellen. Die Gerichtsitzung wird mit einem Trunk frischen Palmweines, Kläger wie Angeklagter haben je einen Topf dieses Getränk zu liefern, eröffnet. Dann tritt der Sprecher auf, deutet mit seinem Stab gen Osten und spricht: „hier die Bösen“, wendet sich nach Westen und sagt: „hier die Guten“, begrüßt Richter und Publikum und mahnt, das Wort möge „kühl“ bleiben. Auf Geheiß der Richter fordert nun der Sprecher zunächst den Kläger, dann den Angeklagten auf, ihre Sache vorzubringen. Gewöhnlich spricht der Verklagte bis zum Abend, worauf der Sprecher zeremoniell die Sitzung auf den nächsten Morgen vertragt: „Die Nacht bricht herein, gehet nach Hause. Wenn der Tag anbricht, wollen wir es beenden.“ Wieder muß jeder der beiden Prozessierenden 12 Flaschen Branntwein den Stadtältesten spendieren. Sie werden alsbald geleert, und die Sitzung löst sich auf. In der Nacht beraten sich dann die Richter heimlich. Am nächsten Morgen tragen Kläger wie Angeklagter ihre Sache noch einmal kurz vor. Da

nach fragt der Sprecher sie, ob „noch ein Wort handen sei“, sie verneinen es. Der Gerichtshof sich zu einer Beratung zurück, fordert nochreichlich Branntwein und verkündet dann das Urteil. Der Verurteilte muß alles bezahlen: die Rindeschulden vor Gericht usw. Gente hat sich die Gerichtsordnung dahin abgeändert, daß statt des Branntweins an den Richter Geld zu bezahlen ist. Wer den Prozess verloren hat, muß wiederum eine gewisse Summe zahlen, der Kläger an Gerichtskosten die Hälfte.



Vom Walb zum Weihnachtstisch: Bescherung in der Kaserne. Phot. Berliner Illustrat.-Ges.

sein Bruder, hatte das Los Tschakas geteilt. Ja hätte ich gewußt, daß Bulalio, der Schlächter, der im Schatten des Geisterberges hauste, Umschlopogaas war, dann wäre fürwahr alles anders gegangen. Ich hatte aber damals keine Ahnung davon, und als ich es erfuhr, war es schon zu spät. Was sind überhaupt wir Menschenkinder Unkulunkulu, dem Großen, Großen, gegenüber? Er hat unsere Geschicke in seiner Hand; er spinnt unsern Lebensfaden und schneidet ihn ab, sobald es ihm gutdünkt." —

Mopo hielt mit seiner Rede plötzlich inne. Eine Weile saß er wie in Gedanken da, wankte sodann und fiel sanft nach der linken Seite hin zusammen. Als der Weiße, dem er die ganze Geschichte erzählt hatte, herbeilte und ihn aufzuheben suchte, — war er tot.

Rechtsprechung in Togo.

Wenn zwei Togoneger miteinander einen Rechtsstreit handeln, ein „großes Wort“, haben, so pflegen sie noch heute, wie in alten Zeiten ihre Angelegenheit den

nachfragt der Sprecher sie, ob „noch ein Wort handen sei“, sie verneinen es. Der Gerichtshof sich zu einer Beratung zurück, fordert nochreichlich Branntwein und verkündet dann das Urteil. Der Verurteilte muß alles bezahlen: die Rindeschulden vor Gericht usw. Gente hat sich die Gerichtsordnung dahin abgeändert, daß statt des Branntweins an den Richter Geld zu bezahlen ist. Wer den Prozess verloren hat, muß wiederum eine gewisse Summe zahlen, der Kläger an Gerichtskosten die Hälfte.

Afrikanische Aasgeier.

Ourdes. — Eines Tages brachte unschwarzer Kuhhirte die Meldung, eine Kuh sei in einen Graben gefallen; wohl habe er sie mit vieler Mühe wieder herausgebracht, doch sei sie jetzt ganz steif auf den Füßen, man möge ihm helfen, sie in den Stall zu bringen.

Da unser Bruder Schaffner soeben von einer Reise zurückgekommen und demnach recht ermüdet war, bot

ich mich selbst als Begleiter des Hirten an und nahm außerdem noch einige schwarze Arbeiter mit. Als wir kaum auf halbem Wege waren, zeigte der Hirte nach der Stelle, wo er die Kuh verlassen hatte und wunderte sich zugleich, daß daselbst eine Menge Volkes versammelt sei. Auch die übrigen Schwarzen versicherten, eine Menge Leute auf dem betreffenden Hügel zu sehen. Ich selbst konnte absolut nichts unterscheiden, glaubte aber dennoch der Aussage meiner Begleitung, weil ich aus Erfahrung weiß, daß der Schwarze ein viel schärferes Auge hat, als wir Europäer. Nach einer Weile aber riefen sie alle miteinander aus: „Amanga, nein, es sind Geier!“

Näher gekommen, bot sich uns ein röhrender Anblick dar: Das besagte Stück Vieh lag auf einem Hügel, und rings um dasselbe hatten sich zu seinem Schutz gegen 40 Kühe im Kreise aufgestellt. In einem zweiten, größeren Kreise aber waren eine Unmenge von Raubgeiern. Sobald nun eine Kuh außer Reih und Glied trat, stürzte sofort einer dieser Raubvögel durch die Lücke hinein und begann mit seinem gewaltigen Schnabel auf das arme, am Boden liegende Stück Vieh einzuhacken. Die ersten Schläge gelten dabei immer den Augen.

Als sie uns in bedenklicher Nähe sahen, erhob sich einer dieser schwarzen Gesellen nach dem andern in die Lüfte und flog dem nahen Walde zu. Es tat mir leid, daß ich kein Gewehr zur Hand hatte, sonst hätte ich ihnen doch einen Denkzettel mit auf den Weg gegeben. Das arme Stück Vieh aber fanden wir traurig zugerichtet: Beide Augen waren ihm ausgehaut — noch floß das frische Blut aus den leeren Augenhöhlen — und auch im Rücken stand sich ein großes Loch, das die schrecklichen Vögel dem armen, noch lebenden Tier aus dem Leibe gefressen! — Es blieb mir nichts anderes übrig, als die Kuh vollends zu töten, ihr die Haut abziehen zu lassen und nach der Siction zu schicken, um auf einem Wagen das zerlegte Fleisch zu holen.

Schweren Herzens ging ich heim. Daß Vögel im Stande sein sollten, eine Kuh zu töten, war mir neu. Wohl bekannt aber war mir die Tatsache, daß diese afrikanischen Geier die gefährlichsten Feinde der Schafe seien. Wehe dem Schaf, das frank und matt in der halbverhungert am Boden liegt. Sofort fallen

die Geier über dasselbe her, hauen ihm die Augen und fressen es auf. Sind zur Zeit, da die Schafe nicht Hirten genug aufgestellt, so wird man Tschakcer wohl elische Knochen am Boden finden, aber solche wenige Lämmer. Ein anderer sehr gefährlicher ist, den der Lämmer ist eine zweite Art von Geiern, haita. Den Käffern klasanyoni genannt. Sie erfassen er hatteamm mit ihren scharfen Krallen und erheben sich manche hoch in die Luft. Nach einer Weile lassen sie verlorene Beute auf Felsengrund herabfallen, und machen nun erst daran, das arme, zerstörte Tier aufzubeissen.

Antoniusbrot

Für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war verprochen)

Mehlack, München, Erlsheim, Dietershausen, Isach-Schwyz, Balgach, St. Gallen, Langerringen, Häusling, Küngelsau, Pettstadt, Bodenmais, Königshofen, Sinzheim, Lindenberg, Busendorf, Dahn.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Berantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Danksgaben

sind eingegangen aus: Oberwittstadt, Klosterneuburg, Brizzen, Niedenburg, Dornach.

Gebets-Empfehlungen.

Unglückliches, verwachsenes Kind. Trunksüchtige. Kranke. Jähzornige. Um Erleuchtung und Ergebung in Gottes Willen. Unglückliche Eheleute. Um guten Geschäftsgang. Um Bekehrung. Zwei Kranke. Standeswahl. Glückliche Entbindung. Bedrängte Familie. Eine kranke Frau. Glückliche Sterbefunde. Glück für die Kinder. Mehrere große Anliegen. Bekehrung eines lauen Katholiken. Sinnesänderung eines Sohnes. Wendung eines Familiengeschickes. Um Gesundheit. Eine Person in großer Not. Ein krankes Kind. Zwei Studenten. Rücksicht eines Sohnes. Bekehrung eines Sohnes. Nierenkrankheit. Magenleiden. Um Berufsgnade. Glückliches Ende einer schweren Sache. Weibung schlechter Gesellschaft. Schwer kranke Mutter. Um Hilfe in bedrängter Lage. Mehrere Kranke. Mehrere Herzleidende. Um Beharrlichkeit im Ordensstande. Ein Augenleidender. Mehrere Geisteskranken. Ein Sichtleidender. Um baldige Gesundheit einer Schwester. Sinnesänderung einer guten Freundin. Eine epileptische kranke Tochter. Glücklicher Fortgang in den Studien. Schwer kranke. Ein stellenloser, gefährdeter Jungling und seine Pflegeeltern. Zwei leichtsinnige Mädchen. Erfreute Priester für eine Gemeinde. Ein schweres Nervenleiden. Um gesicherte Existenz. Eine schwermütige Frau. Eine unglückliche Frau. Eine Heirat.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehle ich dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionsschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubekehrten und aller Leser des Bergischen Meinnicht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Bernard Hartmann, Dubuque-Iowa. Margaretha Steinchen, Dubuque - Iowa. Theresa Bohner, Dubuque - Iowa. Gorbach, Cincinnati-Ohio. Lotchen Eichhorn, Beissam. Elisabeth Kiefer, Beissam. Paul Kronenberger, München. Michael Hoff, Gehlingen. Johann Haas, Neckarsulm. Josef Schmid, Balschweiler. Leonhard Reinhard, Ronhofen. Gertraud Gach, Hofstätten. Anna Maria Pfister, Kitzberg. Anna Söller, Mainburg. Konrad Gundamsried. Heinrich Kain, Würzburg. Nikolaus Link, Pfarrer, Forst. Gustav Förderer, Heitersheim. Wendelin Zimmermann, Heitersheim. Josef Mörtl, Erling. Untl, Untergrafenried. Gustav Brien, Ottignies (Belgien). Johann Neppel, Rittenau. Genovefa Heilig, Dörrnthal. Barbara Menzel, Mehlack. Georg Letzsch, Saarntlon. Josef Neumeyer, Eglaßmühl. Anna Maria Küßner, Buchenau. Matthias Braunberger, Warberg. Xaver Rhomberg, Dornbirn. Frau Kieferberger, Weigelsdorf-Wetz. Leopold Stockinger, Eggendorf. Johanna Guichlauer, Busendorf. Cajpar Trotberger, Schors. Josef Staudinger, Schors. Josefa Plober, St. Veit a. Vogau. Amalia Buchner, Linz. Mathilde Strahowitsch, Braunau. Josef Daminger, Wien. Dominik Högl, Abt, Seitenstetten. P. Gastmeister, Seitenstetten. Domkapitular zu St. Stefan in Wien, Graf z. Lippe, Wien. P. Karl Ondracek, Subprior O. S. A., Altbrunn. Franz Kuchar, Klosterneuburg. Johann Gatteringer, Gramastetten. Anton Höningberger, Hafnerberg. Thorsch R. Brix, Minster (Luzern). Alb Schneider, Wallfahrtspriester, St. Pelaigberg (Thurgau). Pfr. Blättler, Hergiswil (Obwald). Johann Weierer, Pfarrer Hüging, Duisburg. Frau Rademacher, Aachen. Frau Jos. Reuter, Eupen. Maria Bocklage, Garum. Nikolaus Wagner, Lütz.

Zahlung rückständiger Abonnements des Bergischen Meinnicht pro 1908 und Voransbezahlung des Bergischen Meinnicht pro 1909 geschieht in Deutschland am einfachsten per Postanweisung, in Österreich-Ungarn und der Schweiz durch Postschaf.

In dankbarer Erinnerung an die lebensjährligen Weihnachtsgaben ersuchen wir die edlen Wohltäter, auch dieses Jahr der armen Kinder in Mariannhill gütigst gedenken zu wollen.

